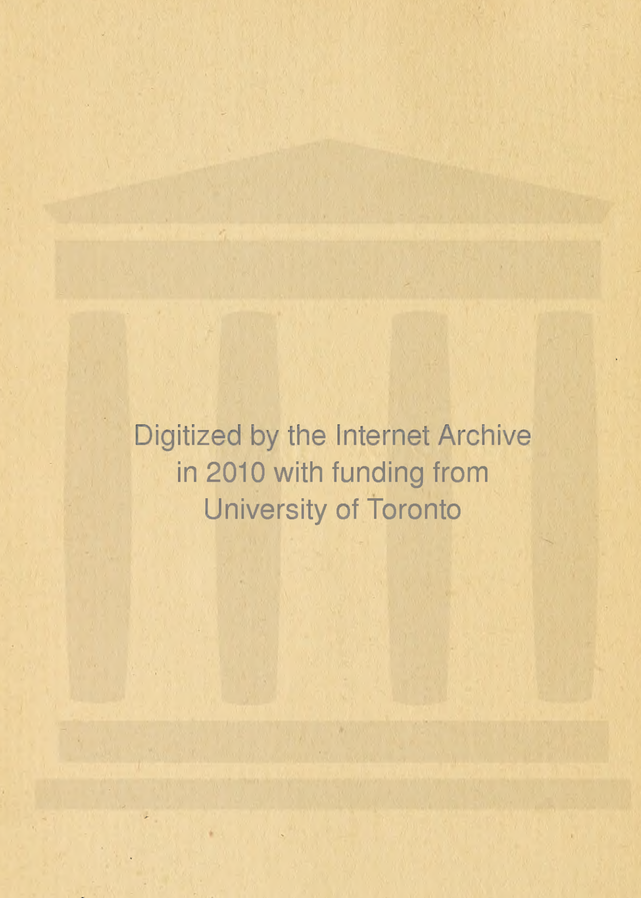

3 1761 07166368 6





Der wilde Milan.



Der wilde Milan.

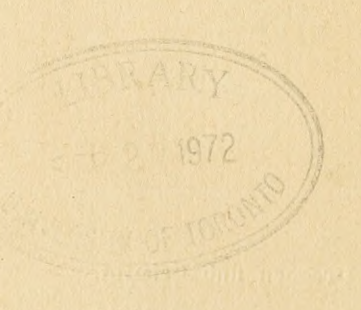
Eine Geschichte aus Slavonien

von

M. Roda-Roda.



Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1900.



Druck von H. Klöppel, Gernrode (Harz).

I.

Herr Milan Koruga de Ljubin steht am Fenster seines Kastells und schaut in den Hof hinaus. Sein hübsches Gesicht zeigt die übellaunigsten Falten und — er hat recht. Was man da sieht, kann das Auge des Besitzers nicht erfreuen. Löcherige, grünvermooste Dächer, verfaulte, geneigte Bäume, papierverklebte Fenster — lauter trübe Anzeichen einer herabgekommenen Wirtschaft.

Alles dies aber ist nicht der Grund von Herrn Milans Verstimmung. Das ist schon jahrelang so, und man war lustig und guter Dinge dabei. Man besaß eine elegante Equipage, tadellose Pferde, war einer der schneidigsten Kavaliere und hatte rasendes Glück bei Frauen jeden Kalibers — bei „Damen und Weibern" — um Milans eigenen Ausdruck zu gebrauchen. Allein das kostet indirekt und direkt Geld! . . . Da liegt der Has' im Pfeffer! Ljubin

beißt seinen goldbraunen Schnurrbart in unerhört rücksichtsloser Weise. —

Aber ein Entschluß muß gefaßt werden. Man kann ja nicht ewig zu Hause sitzen!

Milan reißt das Fenster auf. Ein schriller Pfiff gellt über den kleinen Vorgarten hin. Aus der Stallthür tritt der Paradekutscher und eilt dienstbereit über den Hof.

„Pista, spann' ein! Die Braunen vor den kleinen Kutschierwagen!" schreit ihm sein Herr entgegen. Das Fenster schmettert wieder zu.

Während sich Milan umkleidet, kommt eine junge, hübsche Person, mit einem etwa zweijährigen Kind auf dem Arm, zu ihm herein. In ihrem runden Bauerngesicht ist ein Zug von Mißmut und kriegerischer Unruhe so deutlich ausgedrückt, daß ihn Milan bemerken müßte — wenn er wollte. Stumm schaut sie ihm ein Weilchen zu. Endlich fragt sie in scharfem Tone:

„Wohin fahren Sie denn schon wieder?"

„Nach Gutta!"

„Wann kommen Sie dann nach Haus?"

„Das weiß ich nicht," antwortet er ungeduldig.

„Na — aber ich weiß es! Vor dem Morgen sicher nicht!"

„Auch möglich!"

„Ihr blonder Schatz erwartet Sie wohl?"

„Schweig' und fahr' ab!" murrt er, mit dem Versuch, sie durch Grobheit einzuschüchtern, was vollständig mißlingt.

„Nein, ich schweige sicher nicht. Ich schweige nicht mehr. Was haben Sie auch alle und alle Tage in Gutta zu suchen? Was Sie dort verloren haben — im Kartenspiel nämlich — das finden Sie ohnehin nicht mehr. Bleiben Sie zu Hause!"

„Ich bitte Dich, bring' mich nicht auf, Ilka!"

Das zornige Weib hört seinen Zwischenruf kaum.

„Was, ich soll immer nur ruhig sein, arbeiten und kochen! Alle Augenblicke bringen Sie das Haus voll Gäste mit — da kann ich mich zerreißen, um alles allein zu bestreiten!"

„Du hast ja zwei Dienstboten da!"

„Und wenn Sie keinen Besuch haben, sind Sie in Gutta. Sie denken, ich weiß nicht, daß es nicht die Officiere sind, zu denen Sie fahren! Oh, ich weiß es ganz genau, ich weiß alles. Alles — sage ich! Hüten Sie sich, Milan!"

Der Kleine auf dem Arm der Mutter schaut unruhig von einem zum andern und bricht in Weinen aus.

„Geh' hinaus mit dem Buben!"

„So sind Sie jetzt! Früher — früher hatten Sie ihn auch gern, weil's ja doch Ihr Bub' ist, so gut als der meine, und nun möchten Sie uns am liebsten nicht mehr sehen, mich und den Angjelko. Warum haben Sie mich denn zu sich gerufen?"

„Ja — warum?" spricht ihr Milan nach.

Sie ist aus ihrem zornigen in einen lamentablen Ton verfallen, der ihn noch mehr anwidert.

Er nimmt den Hut und Überzieher und wendet sich zum Gehen.

„Sie fahren also wirklich?" fragt sie ihn und stellt sich an der Thür vorbei.

„Geh, sei g'scheit, Ilka. Ich bring' Dir ein seidenes Kopftuch mit, wenn Du mich nicht ärgerst."

Ilka fährt sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen und giebt den Weg frei. „Da ich Sie nicht hindern kann, muß ich Sie gehen lassen. Warum haben Sie mich zu sich genommen, wenn Sie mich nicht gern haben?"

„Geh — Alte — sei g'scheit!"

Er streicht dem Kleinen über die thränennassen Bäckchen, nickt ihr ermunternd zu und verläßt das Haus. Der Wagen steht vor der Thüre.

Mit einem leichten Schwung ist er oben, lupft

vor Ilka — die in der Thüre steht — zwei Finger hoch den Hut und fährt, in einem Tempo wie der Gottseibeiuns mit sündigen Seelen, davon.

Gleichgültig schweifen seine Augen über die Felder und Wiesen hin. Gott, er denkt an ganz andere Dinge als an diese jammervoll-kümmerlichen Wintersaaten.

Unter anderem auch an Ilkas Worte: „Warum haben Sie mich zu sich genommen, da Sie mich nicht gern haben?" — Ja — warum?

Er beantwortet sich diese Frage ganz klar. Weil sie eben anders kein Verhältnis mit ihm beginnen wollte! Sie ist die Tochter eines Oberbéres. Sechzehn Jahre alt, war sie bildhübsch und spröd' gewesen, das reizte ihn. Er hatte ihr den Hof gemacht. Wie man solchen Landschönen schon den Hof macht: mit dem Hut auf dem Kopf und den Händen in den Hosentaschen. Er war damals rein versessen auf sie.

„Ja — ja! Jetzt thun Sie mir schön, und nachher lassen Sie mich sitzen!" sagte sie ihm immer.

„Was heißt das — ‚nachher' —?"

„Ich meine — dann — halt — nachher!" stotterte sie.

„Fürchtest Du Dich, daß Du . . . .?“

„Aber gnädiger Herr!“ Sie lachte nur.

„Freilich, das fürchtest Du! Dann — nachher,“ spöttelte er ihr nach, „dann — nachher — heirate ich Dich!“

Sie glaubte ihm's. Wo giebt es auch eine Slavoniterin, die das nicht möglich und ganz natürlich fände — und wäre ihr Liebhaber ein Prinz?

Dann — nachher — als eben ihr Fall eintrat, heiratete er sie zwar nicht, aber nahm sie ins Haus als seine Wirtschafterin.

Die Welt wunderte sich nicht weiter darüber. Dazu kommen derartige Sachen zu oft vor. Jetzt hat er sie und den Buben am Hals. Ach, ein Eselsstreich war's, eine kapitale Dummheit. Wenn sie wenigstens nicht so zänkisch und eifersüchtig wäre!

Milan haut dem Sattelpferde eins über, daß es hoch ausfeuert, dann pfeift er: „U boj, u boj“.

Wenn Milan das Schlachtenlied Zrinyis pfeift, geben seine Leute sehr acht, denn es ist „schlecht Wetter beim Herrn“. —

Es ist ein wunderschöner Spätherbsttag. Altweibersommer fliegt in glitzernden Silberfäden durch

die Luft und bleibt überall hängen: an dem Pferdegeschirr, an der Peitsche und an Ljubins nickender Spielhahnfeder auf dem grünen Lodenhut. Wie ein schöner friedlicher Feiertag liegt es über der müden, erschöpften Natur. Sie darf sich wohl diese ruhevollen Herbsttage gönnen nach all' dem Segen, den sie — die rastlos Spendende, Arbeitsfreudige — hervorgebracht.

Nach halbstündiger Fahrt kommt Gutta in Sicht. Der Ort ist nach slavonischen, bescheidenen Begriffen eine Stadt. Er hat einen Hauptplatz, der nach dem Dichter Preradovics benannt ist, und vier nach den Himmelsrichtungen ausgestreckte Straßen, die auch irgendwelche Namen haben. Nur weiß die kein Mensch. Man braucht keinen Gassennamen und keine Hausnummer. Hier kennt Einer den Andern.

In Gutta giebt's zwei Kirchen — eine katholische und eine serbische —, ein Kasino, ein Post- und Telegraphenamt, ein Kaffeehaus, eine stockhoch gebaute Schule und eine Garnison von zwei reitenden Batterien. Braucht es mehr, um eine Stadt zu sein? —

Milans Wagen hält vor einem der ersten Häuser Guttas. Es ist ein niedriges, altes Gebäude, mit

zwei Fenstern und einer Ladenthür in der Front; über der Thüre hängt eine Firmentafel „Salomon Hecht“.

Die Ladenglocke giebt einen häßlichen, schrillen Klang, als Milan die Thür aufreißt. Ein schwerer Geruch von ranzigem Speck, alten Heringen, dumpfigen Lebensmitteln aller Art und Blaudruckwaren schlägt ihm entgegen.

Die hübsche, junge Frau Hecht springt in Erwartung eines Kunden geschäftig von ihrem Sessel auf und setzt sich ebenso schnell wieder hin. Der kommt nicht zu ihr.

Herr Milan nickt ihr einen Gruß und geht durch den Laden einer Thür zu. Er kennt den Weg zum „Comptoir“. In dem halbdunklen, engen Loch, vor einem uralten, wackligen Schreibtisch, sitzt der Hausherr, der sich mit brandrotem Haar, spitzer Hakennase und dürren Händen nicht sehr sympathisch präsentiert.

„Guten Morgen, Herr Hecht!“

„Ihr unterthänigster Diener, Herr Baron!“ erwidert Herr Hecht und macht Milan ein tiefes Kompliment. Nachdem er sich wieder zu seiner ganzen, imponierenden Größe von vierunddreiviertel

Schuh aufgerichtet, holt er eilfertig einen Stuhl für den Gast herbei.

„Lassen Sie nur, ich habe nicht viel Zeit, mein Liebling!"

Milan setzt sich nicht. Er stützt sich nur mit einem Knie auf das wurmstichige Lederfauteuil und „hutscht" sich damit, sehr zum Mißvergnügen Herrn Hechts und des Lehnsessels.

„Womit kann ich Ihnen dienlich sein, gnädiger Herr?"

„Spaßvogel! Als ob Sie nicht selbst wüßten, daß ich Ihren holden Anblick nur dann suche — — ich brauche Geld!"

„— Ach — Gott im Himmel — ich brauche es auch!" sagt der Kleine kläglich.

„Hechtchen, ich hab's eilig. Was Sie mir jetzt eine halbe Stunde vorlamentieren wollen, das weiß ich schon auswendig. Rücken Sie die paar lumpigen Papierzetteln geschwind heraus!"

„Und wie viel brauchen Sie, Herr Baron?"

„Na — dreitausend Gulden!"

„Gott — du guter Gott — und das nennt der Herr Baron ‚lumpig'!"

„Schreien Sie doch nicht!"

„Und der Wechsel vom Herrn Baron auf

2600 Gulden ist morgen fällig und heute soll ich dreitausend leihen?"

„Damit will ich Sie morgen bezahlen, mein werter Specht!"

„Hecht" — verbessert der Kaufmann, der ebenso wenig müde wird, Milan zu korrigieren, als Milan, sich zu versprechen — „Sie machen Witze, Herr Baron. Mir ist gar nicht witzig ums Herz!"

„Soll ich Ihnen ein Trauerspiel vortragen?"

„Es ist auch ein Trauerspiel, wenn man ausborgen kommt zu einem armen Mann, der nicht fünf Gulden im Haus hat!"

„Herr Salomon Specht —,"

„— Hecht!" —

„Rücken Sie mit dreitausend Spießen heraus und geben Sie den morgigen Wisch her. Ich schreibe Ihnen einen andern! Wollen Sie? In fünf Minuten will ich draußen im Wagen sitzen!"

„Herr Baron, ich hab' keinen Groschen Geld!"

„Adieu, Herr Specht!"

„Wohin laufen Sie, gnädiger Herr?"

„Zum Kalman Groß!"

„Bleiben Sie noch eine Minute, ich werde mit der Esther reden!"

„Also! Endlich werden Sie vernünftig, mein sehr Verehrter!“

Der „Verehrte“ geht in den Laden hinaus und kommt nach einer geraumen Weile mit einem Päckchen schmutziger Banknoten und einem Wechselblankette zurück.

Herr Milan unterschreibt, ohne recht hinzusehen, steckt das Geld ein und beide treten einträchtig und zufrieden in den Laden hinaus.

Die junge Frau sitzt noch immer hinter dem Verkaufstisch und wartet auf Kunden.

„Geben Sie mir irgend ein Kopftuch für die Ilka, Frau Esther!“

„Ein recht buntes, nicht wahr? Seide?“

„Ja. Meinetwegen!“

Er nimmt das kleine Packet und wirft es draußen in die Wagentasche.

Im schärfsten Trab fährt er in „die Stadt hinein“, vors Kasino. Das Gebäude ist für Guttas Verhältnisse überraschend elegant. Der Gutsherr — ein Fürst Kulm — hat es in einer Anwandlung bizarrer Laune erbauen lassen. Man sagt, um seiner damaligen Flamme — einer hübschen Frau Bürgermeisterin — zuliebe elegante Bälle veranstalten zu können. — Das ist schon etliche Jahre her,

und die Welt ist undankbar. Sie kümmert sich nicht mehr um die Frau — die nichts mehr hat als Ambition — und deren einstiger Schönheit Gutta diesen beneidenswerten Monumentalbau verdankt. Im Parterre ist das Restaurant und das Kaffeehaus mit einem Billardtisch. Alle Fenster haben unerhörte Spiegelscheiben. Im ersten Stock befindet sich der Tanzsaal, ein paar Fremdenzimmer und ein dreifenstriges Séparée, das von den Artillerieofficieren und ihren Intimen als Extraspeisesaal annektiert wurde und streng respektiert wird.

Milans Wagen dröhnt durch die gewölbte, gepflasterte Thoreinfahrt und hält neben der Treppe. Der Hotelier eilt ihm devot entgegen.

„Die Herren sind gerade beim Speisen, Herr Baron!"

„Schön. Geben Sie dem Pista etwas zum Essen!" ruft Milan schon vom Treppenabsatz aus.

„Zu dienen!"

Jemand hat Ljubins Stimme erkannt. Die Thür vom Allerheiligsten wird aufgemacht, ehe er noch die Klinke berührt. Der Cadet Girolamo Negroponte, ein dunkelhaariger, blutjunger Dalmatiner und Milans spezieller Freund, signalisiert seine Ankunft.

„Servus Milan! Grüß Dich Gott, Ljubin!" schallt es ihm entgegen.

„Grüß Euch Gott!"

Milan reicht allen die Hand.

Dem Cadetten zuerst, dem Oberlieutenant Lenkey und seinem Bruder — der Zivilist ist; — dem Gerichtsadjunkten, einem blonden, 'faden Herrn von Servic', den sein Vater, ein hoher Beamter bei der löblichen Landesregierung, zur Strafe für seine Verschwendung nach Gutta versetzte (jetzt beweist er dem Urheber seiner Tage, daß man in Gutta ebenso aufhauen kann, wie in Agram); den stillen Lieutenants Vidkovich und Romanshorn, die beide studieren — und zuletzt dem Prügelknaben der Gesellschaft, dem Markus Kamenz.

Der junge Kamenz hat zwei Achillesfersen: erstens seine böhmische Abstammung — sein Vater ist aus Czaslau eingewandert und vererbte vor Jahresfrist seinem Sprossen die größte Dampfmühle Slavoniens — zweitens eine unglückliche Liebe, die der kleine Böhme zu der Sironi gefaßt hat — als er sie einmal in der Wiener Oper tanzen sah.

Alle begrüßt Milan aufs herzlichste.

Nur dem Hauptmann Manich macht er eine tiefe Verbeugung. Manich nickt und macht seiner=

seits ein mürrisches Gesicht. Er hat einen gelben Teint, eine große, hagere Gestalt und das unleidliche, nörgelnde Wesen aller Leberleidenden.

„Hast Du schon gespeist, Ljubin?“ fragt ein Lenkey.

„Nein. Aber unser Nährvater kommt gleich; setz' Dich nur!“

„Wo warst Du?“

„Im Hechtteich fischen!“

„Und?“

„Oh, Du besorgter Jüngling. Ein paar Goldfischeln hab' ich gefangen!“

Ein kleiner, schmutziger Kellner bringt die Suppe für Milan und den Braten für die übrigen Herren.

„Nimm die Suppe wieder weg — ich esse vom Braten an mit,“ sagt ihm Milan.

„Was ist denn heute los, meine Herren?“ fragt er und blickt rundum.

„Ich muß um vier Uhr hinaus zur Batterie,“ antwortet Negroponte. „Und Du?“

„Ich mache Ilmreichs Besuch!“

„Die Frau Hauptmann Ilmreich war heute Vormittag nicht wohl und konnte mich nicht empfangen, Herr von Ljubin!“ bemerkte Manich mit seiner eisigen Stimme.

„Vielleicht hat sich das Befinden der Gnädigen so weit gebessert, daß sie mich vorläßt!“ antwortet Milan harmlos und hält Manichs bösen, scharfen Blick aus.

„Ich bin schläfrig und geh' — ins Amt!“ gähnt der strebsame Gerichtsadjunkt.

„Und „holka“, was macht sich holka meiniges?“ erkundigt sich Lieutenant Romanshorn teilnahmsvoll bei Kamenz.

„Ich verbitte mir solche Witze!“ fährt Kamenz auf.

„Holka“ meiniges, geht sich schwärmend ins „Grin“ hinaus, von Geliebte seiniges, was war nie seiniges!“ vollendet der schläfrige Adjunkt und wird beinahe ganz munter, als der bedauernswerte Kamenz, unter Verzichtleistung auf alle weiteren kulinarischen Genüsse, aufspringt und davonläuft.

„Abends ist Versammlung bei Kiß! Gehst Du hin, Milan?“ erkundigt sich Girolamo.

„Nein, ich fahr' um sieben Uhr nach Haus!“

„Willst Du solid werden?“

„Nicht gerade. Ich habe morgen Auszahlung und fürchte, daß, wenn ich nicht eilig fliehe, morgen meine Goldfischeln in Deiner Tasche sind!“

„Unwahrscheinlich. Bei Kiß's spielt Girolamo

höchstens gefühlvoll die Mandoline. Da sind Deine jungen Hechte nicht gefährdet."

Unter Lachen und Scherzen ist der Kaffee getrunken, und Manich empfiehlt sich, steif und hölzern, wie er die ganze Zeit dagesessen.

„Gott sei Dank!" sagt Milan, beinahe, ehe noch die Thür hinter Manich zugefallen.

„Pfefferle, schau hinaus, ob er verdauen geht!" befiehlt der ältere Lenkey seinem Bruder.

„O ja, er stolziert nach Haus!" lautet die befriedigende Auskunft vom Fenster. „Ihr könnt Euch Zeit lassen mit dem Dienstmachen, Ihr faules Volk!"

„Genossen, wird das heute wieder fad werden bei der Kiß! Ich beneide unsern Freund Milan, daß er sich drücken darf — kann und — wird!" murrt Lenkey und steht, sich räkelnd, auf.

„Was hast Du denn? Sie ist ganz nett!"

„Wer — „Sie"? Die Kiß?"

„Geschmacksache! Übrigens „ganz nett"! Etwas Schlimmeres kann man von einer Frau nicht sagen. „Ganz nett" ist die Totalsumme, in die man ein Bündel negativer Eigenschaften zusammengezogen. Eine Dame ist nicht hübsch, hat keinen Esprit, keine Spur Temperament — ergo ist sie „ganz nett"!"

antwortet Negroponte, der sich öfter darin gefällt, zu philosophieren, — was eben diese übermütige, gottverlassene Rotte „philosophieren“ nennt. Er heißt daher mit seinem Kosenamen „Spekulant“. Sein Pferd auch.

„Sie thun mir leid, die Kiß's. Sich so durchquälen müssen mit der einfachen Kaution! Da hat es die verwöhnte Sybaritin — Frau Ilmreich — besser.“

„Warum haben sie geheiratet?“

Es ist wieder Lenkey, der Ältere, der dies in feindseligem Tone brummt, als hätte diese Heirat ihm persönlich geschadet. „Der Kiß ist ein so fideler Kamerad gewesen!“

„Die Liebe — Freund! Ob es jetzt besser ist? Ob die Liebe diesen täglichen Versagungen standhält? Ob die Liebe ihm und ihr . . . .!“

„Genug, Spekulant — genug für heute. Ich gehe. Ich muß zu Ilmreichs!“

Milan steht auf.

„Ich beneide Dich nochmals!“

„Wir gehen auch!“

„Bon!“

Sie treten zugleich vors Thor und verabschieden sich dort. Negroponte schließt sich dem Brüderpaar

Lenkey an, da der Jüngere erklärt hat, mit Hint-ansetzung aller wichtigen Dienstgeschäfte eine Partie Billard machen zu wollen.

Die „holka" winkt ihm hinter dem Fenster eifrig zu und grinst so liebenswürdig, als wäre nie ein Haar zwischen ihnen gewesen.

„Wenn Du da bleibst, machen wir nach der Soirée noch ein kleines „jeu"!" sagt Lenkey und schüttelt Milan die Hand.

„Vielleicht! Servus!"

So wandert Milan endlich allein über den Platz. Die Sonne steht schon schräg und brennt grell auf die linke Häuserreihe hin. Alle Fensterläden sind geschlossen. Milan schaut bei einem scharf hinein und bemerkt einen schmalen Spalt und dahinter Uniformknöpfe blinken. Er zieht den Hut und lächelt ironisch.

„Du alter Narr," denkt er, „da stehst Du nun und wartest, ob ich auch zurückwandern werde, weil „die Frau Hauptmann unpäßlich" ist. O, Du armer, eifersüchtiger Manich!"

Mit dem feinen Lächeln um die Lippen tritt er fünf Minuten später in Ilmreichs Haus. In dem kleinen Salon ist es fast dämmrig. Es duftet nach

Iris drin. Der Hauptmann liest auf dem Sofa, seine blonde, reizende Frau im Schaukelstuhl.

Keines von beiden geht dem Gast entgegen. Man sieht, daß Ljubin hier zu Hause ist.

„Servus, Milan!“ schreit der Hauptmann mit unnötigem Stimmenaufwand und streckt ihm die Hand entgegen. „Entschuldige, ich bin faul und meine Frau hat Kopfschmerzen!“

„Letzteres habe ich schon gehört und bedauert; ersteres weiß ich lange. Sind die Kopfschmerzen sehr arg? Soll ich wieder gehen?“ fragt Ljubin und küßt die kleine, weiße Hand der jungen Frau. In seinem Ton liegt etwas Weiches, Zärtliches, das jedermann heraushören würde. Nur die betreffenden Gatten sind für dergleichen taub.

„Nein, bleiben Sie. Ich habe vor Langweile Kopfweh. Ich freue mich, daß Sie da sind. Nehmen Sie sich von irgendwo einen Sessel! So.“

„Helene ist schlechter Laune, Milan, ich warne Dich!“

„Warum, Baronin?“

„Glauben Sie, daß es besonders erheiternd ist, Rudolf beim Schlafen zuzusehen?“

„Ich habe nicht geschlafen, Leni!“

„Warum hast Du dann die Augen zugemacht

und kein Wort gesprochen?" fragt seine Frau gereizt.

„Weil Reden Silber und Schweigen Gold ist. Und bei dem jetzigen hohen Agio . . .!"

„Ach, laß' mich in Ruh!"

„Nur keinen Krieg, meine Herrschaften. Nur nicht streiten!"

„Du wärst in Verlegenheit, zu welcher Partei Du Dich halten solltest?" sagt der Hauptmann und erhebt sich aus seiner bequemen Stellung.

„Vielleicht nicht!" —

„Wie spät ist's, Helene?"

„Halb vier Uhr!"

Es fehlen eigentlich noch zwanzig Minuten; die schlägt Helene zu?

Milan blickt sie an. Er kennt jeden Zug ihres rosigen Gesichtchens. Er weiß genau, was dieses ungeduldige Lippenbeißen bedeutet. Ein heißer Strom flutet ihm durch den Leib. Er kommt sich so beneidenswert vor. Das liebe, süße Weib, das so graziös in ihrem Schaukelstuhl ruht — ist sein. Die weißen Spitzen zittern auf ihrer Brust von dem heftigen Atem. — Plötzlich muß er an Manich denken, der möglicherweise noch immer hinter dem Fensterladen nach ihm ausspäht.

„Ich muß mich auf die Socken machen. Um vier Uhr ist Pferdevisite. Wo ist der Sklave?"

„Wenn Du Dir diesen häßlichen Ausdruck abgewöhnen wolltest, Rudolf! Der Bursch' ist in der Küche!"

„Also, ich werde dem Burschen läuten!"

Ilmreich verschwindet im Schlafzimmer.

„Milan, lieber Milan, ich bin so glücklich darüber, daß Du hier bist!" flüstert Helene und faßt nach Milans Hand.

„Ruhig, Herzchen, er ist noch zu Hause."

„Milan, willst Du Zigaretten? Sie stehen auf dem Tisch!" schreit Ilmreich von drinnen.

„Ich danke, ich rauche schon!" ruft Milan hinein und zündet an.

„Marko, verdammter Esel, die anderen Hosen!" tobt Ilmreich weiter.

„Herr Hauptmann, sie sind hier!"

Ilmreich ist nach mehreren Zornanfällen fertig und kommt in den Salon, um sich zu verabschieden.

„Adieu," sagt er eilfertig, „unterhalte meine Frau. Du soupierst bei uns. Ja — herstellt! — wir sind heute bei Kiß. Auf Wiedersehen!"

„Endlich — endlich, Milan. Seit einer Woche

hatten wir keinen Augenblick für uns!" jauchzt die kleine, leidenschaftliche Frau.

„Endlich — Helene! Mein Engel!"

Sie hat beide Arme um seinen Hals geschlungen.

„Ach, Helene, wie liebe ich Dich!"

Er raunt ihr Kosenamen und Liebesschwüre zu und hält die bebende Gestalt umschlungen.

Ihre Lippen saugen sich aneinander fest in einem langen, heißen Kusse und lösen sich endlich mit einem Seufzer der unbefriedigten Sehnsucht. Er tritt zu dem Tischchen in die Ecke. Helene folgt ihm und legt ihr schönes Köpfchen an seine Schulter.

„Ich dachte schon, Du liebtest mich nicht mehr!" klagt sie und umspannt seinen Arm mit einem krampfhaften Drucke.

„Dachtest Du das wirklich, Du kleines, einfältiges Närrchen?"

Milan nimmt ihr Gesicht zwischen die Handflächen und zwingt sie so, ihn gerade anzusehen.

Auf einmal sieht er den Thränenschleier, der das klare Blau trübt.

„Helene, Herzblatt — wie kann man — nein — wie kann man nur so kindisch sein?"

„Ich quäle mich manchmal so um Dich!" Der weiche, rote Mund zittert vor verhaltenem Weinen.

„Komm, Helene, komm in unser Plauderecköchen. Da setzen wir uns nebeneinander, und ich schmeichele und küsse meinem großen Kindchen alle Schrullen weg!"

Er zieht sie sanft mit sich. Eine Weile ist es still in dem halbdunklen, traulichen Zimmerchen. Nur das Flüstern der beiden, das Surren einer verspäteten Fliege, das Zwitschern der optimistischen Spatzen, die sich des hellen Sonnenscheins freuen, ist hörbar. Ab und zu erklingt der lachende Schrei spielender Kinder oder das Rollen vorüberfahrender Wagen.

In die traumhafte Stille schrillt plötzlich dicht vor der Thür eine harte Frauenstimme.

„Ich danke, Nanica, ich werde einfach anklopfen!"

Im nächsten Moment steht Milan vor dem Rauchtisch, und Helene mitten im Zimmer.

„Die Majorin Kiß!" sagt Helene noch halblaut, bestürzt und geht der Eintretenden entgegen.

„Ich hörte durch Manich von Deinem Unwohlsein, liebstes Herz," ruft die kleine, blasse Frau Kiß und küßt ihre Freundin auf beide Wangen. „Nun komme ich selber nachschauen, ob Du wohl genug bist, mir heute das Vergnügen zu machen. Ach,

guten Tag, Herr von Ljubin! Sie versehen Samariterdienste? Helene braucht es nicht? Sie haben recht, denn eigentlich sieht die Patientin blühend aus!"

„Setz' Dich, Klara!" sagt Helene leise, unsicher, in dem niederschmetternden Bewußtsein, daß sie beide trotz allem nicht unbefangen genug aussehen, und daß diese Klara mit ihren Luchsaugen alles — alles bemerkt. Den umgeworfenen Stuhl dort neben dem Fenster, die ausgebrannte Zigarette, die Milan vorhin eilig vom Aschenbecher aufgeklaubt und noch immer ratlos zwischen den Fingern dreht, den verschobenen Teppich — —

Ein Zorn gegen den unschuldigen Störenfried Klara erfaßt sie, der es ihr unmöglich macht, so recht herzlich mit der Majorin zu sein. Die Konversation schleppt sich holpernd weiter. Wäre nicht das flinke Zünglein der Frau Klara, die Situation wäre peinlich.

Die Salonuhr schlägt die sechste Stunde und Klara springt erschrocken auf. Sie erinnert sich an verschiedene, unaufschiebbare Haushaltungsgeschäfte. Sie umarmt Helene und drückt Milans Hand. Die junge Frau und Ljubin geleiten sie bis auf die Straße, ja sogar einige Häuser weit, nur um zu

dokumentieren, daß es ihnen um ein Alleinsein absolut nicht zu thun ist.

„Du kommst also, lieber Schatz?“ fragt Klara nochmals beim Abschied.

„Gewiß, Klärchen! Herr von Cjubin, ich muß Sie wegschicken. Es ist halb sieben und höchste Zeit zur Toilette.“

„Bis zu Ihrer Hausthür darf ich Sie aber zurückgeleiten, Baronin?“

„Meinethalben! Also, adieu, Klärchen!“

„Auf Wiedersehen, Sie kommen ja auch, Herr von Cjubin?“

„Ich weiß nicht, Gnädigste, ob es mir möglich . . . —“

„Nein, keine Absage!“

„Ich bitte sehr! Es wäre mir selbst zu schmerzlich, einen Abend bei Ihnen zu versäumen!“

Er denkt heimlich an die Kartenpartie, und die dreitausend Gulden brennen ihm schier im Sack.

Die Damen trennen sich in vollster Herzlichkeit.

Kaum ist die Majorin außer Hörweite, wendet sich Helene zu ihrem Begleiter:

„Milan, sie hat heute etwas gesehen, diese Spionin!“

„Oh nein, Leni, was fällt Dir ein. Ich stand ganz zwanglos beim Tisch, und Du gingst ihr entgegen. Was sollte sie denn gesehen haben?"

„Eigentlich hast Du recht! Und wir waren sehr freundlich mit ihr. Nicht?"

„Gewiß!"

So beruhigt eines das andere. Im Grunde genommen hat sie auch nichts gesehen, die gute Frau Klara. Sie könnte nicht einmal Verdacht fassen gegen eine k. und k. Officiersfrau — die harmlose Seele!

II.

Am äußersten Ende von Gutta zweigt sich von der Straße eine Pappelallee ab. Schreitet man diese ein halbes Stündchen entlang, so kommt ein schönes, kleines Herrenschlößchen in Sicht. Es ist ein prächtiger Wohnsitz. Die Umgebung im Ausmaße von fünf slavonischen Jochen ist parkiert und von einem blanken Eisengitter eingefriedet. Nur ein wenig zu isoliert liegt dies Schlößchen. Isoliert von allen, wie seine Bewohner. Wären die Leute Weltweise — sie müßten sich wohl fühlen in ihrer beschaulichen Ruhe, fern von allem Klatsch und Tratsch des Städtchens. Müßten ihrer Einsamkeit inmitten des rauschenden Parkes froh werden, der jetzt dem scheidenden Sommer mit raschelndem Blätterfall ein schwermütiges Abschiedslied singt.

Leider sind die Nagys keine Philosophen, und der beneidenswerte Zustand der Seelenruhe ist in ihre Herzen nicht eingezogen. Daß es so einsam

um sie ist, das hat eine längstverjährte, staubige Geschichte verschuldet, die die Gesellschaft eigentlich schon vergessen hat. Jetzt meidet man sie nur mehr aus purer Gewohnheit. On dit — man sagt, daß einst — vor zwölf oder fünfzehn Jahren, ein junger, luxusliebender Graf Klinko in Gutta in Garnison lag, damals als noch die Huszáren in Gutta waren. Herr Nagy Pista soll nun dem lustigen Herrchen seine Börse in ausgiebigster Weise zur Verfügung gestellt haben. Die Schuldforderung Nagys betrug zuletzt 100000 Gulden. Der arme junge Graf konnte nicht zahlen, und Nagy wandte sich ans Regiment. In derselben Nacht erschoß sich der junge Klinko aus Angst vor seinem Vater. Der Alte kam, zahlte anstandslos und holte die Leiche seines einzigen Sohnes ab, um sie in der Familiengruft irgendwo in Polen beizusetzen. Irgendwem sagte der arme, totenblasse Mann, als er Nagy erblickte: „Sehen Sie, das ist ein leider noch ungehenkter Gauner, ein gemeinschädliches Individuum!"

Seit der Zeit sind die Nagys nicht gesellschaftsfähig. Wie gesagt, die alte Geschichte ist vergessen, denn schließlich betreibt der alte Nagy einen schwunghaften Handel mit Schweinen und Getreide, und

sein großes Vermögen kann auch daher stammen, aber ein Officierskorps übernimmt die Mißachtung gegen die Bewohner des Schlößchens vom andern und giebt sie getreulich an die nachfolgenden Kameraden weiter.

Von Zeit zu Zeit macht Nagy einen krampfhaften Versuch, den Kontakt zwischen seinem Hause und der Guttaer Gesellschaft herzustellen. Er spendete eine namhafte Summe für den Bau einer Schule und erschien bei der Einweihung. Der Bezirksvorstand und der Pfarrer fuhren bei ihm vor und drückten in gemessenen Worten ihren Dank aus. Weiter hatte die Sache keine Folgen.

Ein anderes Mal war es die Feuerwehr, der er die Anschaffung einer neuen Spritze ermöglichte. Der Feuerwehrkommandant — ein pensionierter Major — erhielt einen Fackelzug. Bei Herrn Nagy blieb es dunkel. Die Klinkoaffäre ist vergessen — die Gewohnheit bleibt.

Das Ehepaar Nagy hat ein einziges Kind.

Katica ist sechzehn Jahre alt, hübsch und gut erzogen. Mit zwölf Jahren kam sie in ein Wiener Institut und erwarb sich in drei Jahren einen Schliff, der sie berechtigt, im Salon eine Rolle zu spielen. Daß sie einsam bleibt und isoliert, nimmt

sie als eine Laune ihres geliebten Papas. Einen andern Grund dafür weiß sie nicht.

In ihrem reizend dekorierten, runden Turmstübchen brennen alle Lampen. Die Zofe steht hinter Fräulein Katica und bürstet das lange, dunkle, glänzende Haar. Am Fensterknopf hängt eine rosafarbene, kostbare Balltoilette. Die Schuhe schauen vorwitzig aus einer Schachtel, halb noch mit Seidenpapier verhüllt, hervor.

„Fräulein werden heute so schön aussehen!" meint die Dienerin und beginnt das Haar in eine englische Frisur zu ordnen.

„Glaubst Du? Ob ich aber tanzen werde?"

„Ach Gott, mehr als genug. Die Guttaer jungen Herren werden schier den Kopf verlieren um Sie!"

Sie lügt bewußt, das gute Ding. Außer Katica glaubt kein Mensch, daß Herr Nagy „stolz und menschenscheu" ist.

„Wir werden sehen," antwortet das schöne Mädchen in verzweifelndem Tone. „Wir gehen so wenig in Gesellschaft, daß ich kaum einen dieser Herren kenne. Wie schön von Papa, daß er heute mir zuliebe ausgeht. Man muß wohl nicht immer lesen, rechnen und was er sonst treibt."

Nach einem Weilchen plaudert sie weiter:

„Weißt Du was, Lisa? Bleib' in meinem Zimmer und warte auf mich. Ich erzähle Dir alles, wenn ich nach Hause komme. Du kannst auf dem Divan hier oder nebenan schlafen!"

„Gut, Fräulein, ich werde Sie erwarten!"

„Der Papa!" ruft Katica, als knarrende Schritte hörbar werden.

„Wie, noch nicht fertig, mein Töchterchen?" fragt der Eintretende unzufrieden und reckt seine hagere, eckige Figur noch steifer.

„In einem Viertelstündchen, Papa! Es geht wahrhaftig nicht schneller."

Nagy hält ein längliches Etui in der Hand. Er tritt hinter seine Tochter, klappt es auf und legt ihr so unverhofft, daß sie einen kleinen Schrei ausstößt, etwas Schweres, Kaltes um den Nacken. Das braune Hälschen ist plötzlich von zuckenden, sprühenden Blitzen umschlungen.

„Ach, Papa, Papa, wie schön! Nein, bist Du lieb und gut." Die Tochter hat ihn umarmt und küßt ihn zum Dank für den Brillantschmuck, der für ihr Alter und einen Ball in Gutta viel zu pompös ist.

„Na — ja! Es ist schon recht, Schmeichelkatze!

Wenn es Dir nur Freude macht! Jetzt werden wir uns beeilen. Ja? Janos spannt schon ein. Die Mama hat sich niedergelegt, weil sie Migräne hat."

„Die arme Mama! Ich zeige mich ihr, sobald ich fertig bin!"

Mama Nagy bekommt ihre bösen Kopfschmerzen vor dergleichen Anlässen. Sie fühlt es ganz richtig, daß sie nicht mitkann mit Mann und Tochter. Der Mann hat sich kultiviert, die Tochter ist erzogen worden, sie blieb, was sie war, ein bäuerisches, einfältiges Ding, dem all' diese „Herrenleute" in Gutta gewaltigen Respekt einflößten, eine geistige Null, die von der eigenen Dienerschaft verlacht wird. Und dann — ihr mangelt der Mut, auf den Ball mitzugehen. Es ist ein Experiment, wie die früheren Anknüpfungsversuche auch, und es kann mißlingen, wie die früheren mißlangen. Dann möchte sie wenigstens ihre kleine Katica nicht sehen, wenn sie sitzen bleibt.

Es war da jüngst ein Waldfest gewesen. Der Pfarrer und ihr eigener Verwalter hatten sich mit ihnen unterhalten; auf einige Minuten war auch der Bezirksvorstand und der Doktor zu ihnen gekommen. Katica hatte mit fragenden, erstaunten Augen zu der Gruppe der Jeunesse dorée hinüber-

gesehen, ob sie denn nicht gerufen würde, mitzulachen, mitzuscherzen.

Die Wiederholung dieser Szene erspart sich Frau Nagy.

Wehmütig ist denn auch der Abschied, den sie von der Tochter nimmt.

Sie bittet sie, sich nicht zu erkälten, auf ihren Schmuck achtzugeben, sich im Wagen warm einzuhüllen — die Warnung „tanze nicht zu viel" — die alle Mütter stolz ihren Töchtern einprägen — die spricht sie nicht aus. Wozu auch?

Endlich fährt Katica an der Seite ihres Vaters Gutta zu.

Papa Nagy hat Kourage. Auch er weiß sehr wohl, welche Verlegenheiten es heute für ihn — und was noch viel mehr heißt — für Katica geben kann. Aber er zuckt mit keiner Wimper deswegen. —

„Wer wird mir denn alle Herren vorstellen?" fragt Klein-Katica, „kennst Du sie denn auch?" —

„In Gutta! Vorstellen! — Nun ja, freilich, vorstellen wird Dir sie auch jemand. Ein Komitee-Mitglied!"

Katica hat nun recht arges Ballfieber. Papas

Auskunft klingt ihr nicht sicher genug. „Wenn nun aber niemand kommt — was dann??"

„Sei ganz ruhig, mein Kind. Ich kenne ja doch auch viele von den Herren!"

„Nun ja, den Pfarrer . . . .!" schmollt Katica.

Papa lacht, giebt aber keine Antwort. Er schaut die Saaten draußen an und denkt jetzt wohl gar nicht an den Ball.

Desto eifriger thut das Katica.

Die rosafarbenen Schuhe trippeln ungeduldig auf dem Wagenteppich umher. —

Vor dem Kasino brennen zwei große Pechpfannen, die das steinerne Portal grotesk beleuchten. Verhüllte, plumpe Gestalten huschen die Treppen empor, um sich oben, wie die entzauberten Prinzeßlein, zu verwandeln.

Katica stößt ein leises, entzücktes „Ach, Papa!" aus und springt mit gleichen Füßen aus dem Wagen. In einem zur Damengarderobe umgestalteten Passagierzimmer legt sie ihre Umhüllen ab und schreitet dicht vor Herrn Nagy der Saalthür zu. Es hat sie in der Garderobe geschmerzt, zu hören, wie sich Bekannte begrüßten, zusammen lachten und einander halfen, die verschobenen Löckchen in Ordnung zu

bringen. Sie schaute man an — aber niemand sprach zu ihr. Sie ist niemandem vorgestellt!

Die Komiteeherren warten vor dem Eingang, um die Schönen in den Tanzsaal zu führen. Einige Sekunden stehen sie verlegen still, als Katica näher tritt.

Negroponte wirbelt an seinem hoffnungsvollen Schnurrbart, Lenkey wendet der Gruppe den Rücken und schaut angelegentlich in den Saal hinein, die „holka" lächelt und rührt sich nicht.

Über Nagys Gesicht fliegt eine tiefe Blässe.

„Darf ich bitten, Fräulein!"

Es ist Ljubin, der ihr den Arm bietet.

Sie neigt das Köpfchen, lächelt ihn an und tritt an seiner Seite ein, ohne zu ahnen, welcher Blamage sie eben entgangen.

Helene sitzt neben Klara und zwei älteren Damen als Ladypatronesse auf der Estrade. Sie drückt die kurzsichtigen Augen etwas zusammen, als das Paar eintritt.

Ehe Milan noch einen freien Platz für seine Dame erreicht, erklingen die ersten Takte eines Walzers. Er sieht einen Moment lang in Katicas dunkle Augen. Da thut ihm „das arme Wurm",

dem der erste Ball so verdorben werden soll, leid. Er legt den Arm um ihre Taille und fliegt — beinahe das erste Paar — mit ihr davon.

Nagy sieht ihnen triumphierend nach. Siebenmal machen sie die Runde, ehe sie der Tänzer zu ihrem Vater zurückbringt.

Dann sucht er Helene. Sie tanzt aber gerade mit Manich.

Er wendet sich zu Negroponte und dem jungen Lenkey, die in einer Ecke ausruhen.

„Aber, Ljubin, bist Du des Teufels? Was war das mit der kleinen Nagy?“ flüstert Girolamo entrüstet.

„Ja, mein Gott, wir sind eben die Hausherren hier, Girolämmchen. Man kann sie nicht hinausjagen, da man sie eingeladen hat!“ antwortet Milan leichthin.

„Na, ja, wer hat sie auch eingeladen?“ brummt der Cadet.

„Ich glaube, daß der Sonich dafür war“ — sagt Lenkey. —

„Das Komitee offiziell, also darf sie das Komitee nicht schneiden!“

Die Einladung zum Junggesellenball hatte Nagy eigentlich als Gegendienst vom jungen Sonich er-

halten, einem der Arrangeure, dem er irgend eine unangenehme Sache ordnen geholfen hatte.

„Der Milan hat recht!" meint Lenkey nachdenklich.

„Geh', tanz' später mit ihr! Zu einer Pflichttour ist man gezwungen!" sagt Milan überredend und geht zu Helene hinüber, die eben auf ihren Sitz zurückgekehrt ist.

Sie empfängt ihn freundlich.

„Sie waren heute schon Ehrenkavalier!"

„Ja. — Die arme Gretl! Niemand wollte sich um sie kümmern — da dauerte sie mich!"

Der Platz an Helenes Seite wird leer. Ihr großer Fächer rauscht in nervöser Bewegung.

„Mitleid ist der beste Schlüssel zum Herzen!" flüstert sie scharf.

„Unsinn, Helene, Du hast mein Mitleid nie herausgefordert!" Und lauter: „Darf ich bitten?"

Er umfaßt die junge Frau, er fühlt ihr Herz schlagen, fühlt den warmen, schönen Körper in seinen Armen, atmet den leisen Duft ihrer Haare, und ein heißer Rausch saust ihm durch die Adern. Er spürt kaum den Boden unter den Füßen.

Um Mitternacht während des Soupers stehen Girolamo und Milan im Rauchzimmer.

„Die Nagy ist ein hübsches Mädchen!" sagt der Cadet nachlässig.

„Merkwürdig nett für diese Eltern. Wenn man den Alten ansieht mit seinem Bedientengesicht!"

„Der Alte hat sehr viel Geld! Die könnte einem heraushelfen, wenn man „Das" heiraten dürfte!" „spekuliert" der Cadet weiter.

„Ja — freilich! Wenn man „Das" heiraten dürfte!" spricht Milan gedankenlos nach und merkt nicht, daß Negroponte sich entfernt hat, indes Helene scheinbar ziellos im Saal umherwandert, bis sie zu Milan hereintritt.

„Ah, hier steckt der Herr?" fragt sie mit lachendem Munde und drohend blitzenden Augen. „Und einsam? In Gedanken?"

„Im Augenblick war noch Negroponte hier!"

„So! Ich dachte schon, Du hättest Dich hierher mit Deiner neuesten Flamme zurückgezogen!"

Milan runzelt die Stirn.

„Was meinst Du damit, Helene?"

„Du weißt es ganz genau, mein lieber Freund!"

Ihr Mund bebt nervös. Er sieht sie an und liest ihr die namenlose Pein der Eifersucht von dem blassen, verzogenen Gesicht.

„Helene — so denkst Du von meiner Liebe? Helene, ist das möglich?“

Er ist wirklich gerührt.

„Man mokiert sich allgemein darüber, daß Du so auffallend viel bei Katica steckst,“ sagt sie leise, mit mühsamer Fassung.

„Laß' sie doch, die Leute! Du weißt es besser, nicht wahr, Du weißt es besser?“

„Ja, ich weiß und glaube es!“ antwortet sie und schlägt die Augen voll zu ihm auf. Die sanguinische kleine Person ist getröstet.

„Komm', Leni, gehen wir hinein. Man bemerkt uns!“ —

„Es denkt niemand an irgend etwas!“

„Nein, niemand — außer Manich. Und Manich steht dort in der Ecke und schaut zu uns herüber! Denn der betet Dich an, Helene, und ist verzweifelt!“

„Soll ich ihn trösten, Milan?“ lächelt sie.

Eine Sekunde schauen sie sich in die Augen.

„Hast Du die Quadrille frei, Milan? Ich habe sie für Dich reserviert!“

„Verzeih', Helene — ich hatte keine Ahnung — ich — ich — habe mich mit Katica engagiert!“

Helene nimmt den Korb unerwarteter Weise gut auf.

„Sagte ich's nicht? Du bist in die kleine Kröte verliebt! Am Ende bleibe ich sitzen. Als Revanche soll Rudolf bei Manich anfragen!"

„Ich warne Dich! Ich kann gegebenen Falls ein Othello werden."

Gegen drei Uhr morgens ziehen die Gäste, einer nach dem andern, ab. Das Komitee bleibt beisammen, zu einem Trunk, vielleicht auch einer „Partie", nur Milan giebt Befehl zum Bespannen seines Wagens.

Er fühlt sich müde und so eigentümlich mißgelaunt. Die Musik kann er nicht mehr anhören und das Lachen nicht mehr ertragen. Als er in den Mantel eingehüllt in der kalten Nachtluft dahinfährt, fröstelt's ihn entsetzlich. Er hat Kopfweh, möchte Ruhe, Stille um sich haben und wird die gehörten Melodieen nicht los.

Merkwürdig! Im Grunde war dieser Ball einer der gelungensten, der in Gutta je gegeben wurde und ihm hat er einen elenden, bittern Geschmack zurückgelassen.

Er fühlt es jetzt erst, daß er sich — nicht gelangweilt — nein, nur nicht amüsiert hat. Er hat

die ganze Nacht an einem maßlosen Groll gewürgt, der grundlos war, aber um so tiefer war. Jetzt sucht er angestrengt nach der Ursache seiner Gereiztheit.

Helene war lieb und süß gewesen wie alle Mal vorher. Sogar die kleine Nagy hat ihm ganz gut gefallen. Sie ist nicht ohne Witz, von netten Manieren, wenn auch hie und da die Spuren ihrer Kinderzeit, die sie unter der Leitung ihrer Mutter zugebracht, durchbrechen. Er ist nicht so rigoros mit ihr. Die arme Kleine! Die erste Quadrille hatte sie mit dem brummigen Doktor getanzt. Ihn dauerte sie, und er bat sich die zweite aus. Das ist's! Die erstaunten Blicke, das spöttische Flüstern, Manichs Grimassen — das regt ihm noch die Galle auf. Er weiß nicht recht, ob er sich über die eigene, oder die Dummheit seiner Freunde ärgern soll; ist aber zu letzterem weit eher geneigt. Sie hat doch nicht die Pest? — Er hört noch Negropontes Worte: „Die könnte einem aushelfen, wenn man „Das" heiraten dürfte!"

Da kommt ihm ein niederträchtiger Gedanke! Warum dürfte man „Das" eigentlich nicht heiraten? Er ist kein Officier, ihn geht die Affäre Klinko nichts an. Er ist ein armer, verschuldeter

Teufel. Langsam verspinnt er sich in ein Sinnen und Grübeln. Helene würde sich drein finden. Sie ist ja auch verheiratet. Die Ilka und den Buben könnte man abfinden. Irgend ein Wirtschafter, Schreiber oder sonst irgendwer würde sich bereit finden lassen, sie mit einer entsprechenden Mitgift zu nehmen.

Ihm ist's ganz gemütlich geworden. Der genossene Champagner beginnt ihm jetzt erst das Blut zu erwärmen.

„Ja, also die Helene und die Ilka müßte ich irgendwie besänftigen" denkt er, „aber das hat noch Zeit! Zum Glück hat das noch Zeit!"

Gerade als er so weit ist, hält der Wagen vor seinem Hause. Milan steigt aus und geht der Hausthür zu. Ehe er noch geklopft hat, öffnet ihm Ilka. Sie ist nur halb bekleidet und hält die eine Hand schützend vor das Kerzenlicht.

„Ich habe Ihren Wagen rollen gehört! Haben Sie sich gut unterhalten?" fragt sie und leuchtet ihm in sein Zimmer.

Sie ist wirklich hübsch mit den rotgeschlafenen Wangen, den zerzausten Zöpfen, die ihr über den Rücken herabhängen.

„Oh — ja — sehr gut!" antwortet Milan gähnend. „Du hast geheizt — das ist schön!"

„Ich habe noch um zwölf Uhr nachgelegt!"

„Du bist wirklich brav, Ilka!"

„Sehen Sie das wieder einmal ein?" fragt das Weib und tritt näher an ihn heran.

„Geh' schlafen! Es wird Dir kalt werden!"

„Nein — es ist ja hier warm. Soll ich fortgehen?"

Sie sieht ihn nicht an bei diesen Worten.

Er nähert sich ihr und umarmt sie.

„Du mußt nicht fortgehen, Iluska. Wer hat denn das gesagt?"

Dabei erinnert er sich, daß er Ilka los werden will.

„Es hat noch Zeit" setzt er laut dazu.

III.

Baronin Helene steht vor dem großen Spiegel ihres Schlafzimmers und bindet sich eine Kravatte. Sie hat eine neue, dunkelblaue Toilette an, die ihr vorzüglich paßt, und ist heiter gestimmt. Vorgestern lud Ljubin sie alle ein, bei ihm zu soupieren. Es war erst scherzhaft gemeint -- für die Damen nämlich — als aber Klara Kiß unverhofft die Einladung annahm, besprach man den Besuch ganz ernstlich. Darum macht auch Helene so aufmerksam Toilette. Sonst verlohnte sich die Mühe wahrhaftig nicht, einen kunstvollen Knoten zu knüpfen. Ihrem Manne kann sie ruhig in ihrem ältesten Hauskleid gegenübertreten, der sieht das nicht. Ihm ist's am liebsten, wenn die Frau nicht zu viel Aufmerksamkeit verlangt. —

Ein schrilles Klingeln ertönt.

„Nun bin ich neugierig, ob er mein neues Kleid bemerkt!“ denkt Helene und läuft, ihrem Mann zu öffnen.

„Sapperment, warum ist denn abgesperrt?“ ist sein erstes übellauniges Wort.

„Der Bursch' ist nicht da. Ich höre hier im Zimmer nicht, wenn die Thür geht, und die Dienstboten in der Küche hören es auch nicht!“

„Wo ist denn der Bursch'?“

„Auf der Post. Grüß Dich Gott!“

„Servus, Kind!“ Er küßt sie flüchtig und achtet nicht darauf, ob er den Kuß auf die Lippen oder irgendwo ins Haar plaziert.

„Du bist aber lang geblieben!“

„Wir ritten nach der Reitschul' ein wenig spazieren!“

„War es nicht zu kalt?“

„Nein, es friert ja nicht. — Der dumme Marko ist nicht da, und ich möchte mir gern die kotigen Stiefel ausziehen!“

„Lisa kann Dir helfen!“

„Nein — die kann das nicht. Ich warte schon!“ brummt er unwirsch. „Wir fahren von hier aus fort. Laß' schwarzen Kaffee machen!“

„Gut!“

Marko bringt Zeitungen und Briefe.

„Sagen Sie der Lisa, sie soll servieren!" befiehlt die Hausfrau und setzt sich zu Tisch.

Rudolf folgt ihr. Er stützt die Zeitung gegen den Wasserkrug, um bequem lesen zu können.

Da ist ein sehr interessanter Leitartikel, den er unverzüglich durchnehmen muß.

„Rudolf, reiche Deinen Teller her!"

„Gieb nur heraus, Helene," erwidert er und wendet das Blatt, um einen Blick ins „Abgeordnetenhaus" zu werfen.

Beim Lesen löffelt er eifrig die Suppe.

Helene blickt an ihm vorbei aus dem Fenster. Die Lust zum Essen ist ihr vergangen. Sie weiß selbst nicht, warum.

„Was kannst Du nur so Interessantes in der „Reichswehr" finden?" fragt sie grollend.

„Mein Gott — alles, bis auf den Roman und den kleinen Anzeiger."

Sie schüttelt den Kopf.

„Ich kenne mich nie in den vielen Abgeordneten aus!"

„Ist auch nicht notwendig. Politik ist nichts für Frauen. Für die gehören ihre Spielereien, Handarbeiten, die „Wiener Mode" 2c." — — —

Lisa stellt den Aufsatz mit dem Dessert vor sie hin.

„Bitte, schäle mir einen Apfel, ich setze mich zum Fenster."

Wieder verschwindet er hinter seinem Blatt. Als sie ihm das Tellerchen mit dem Apfel bringt, kann sie der Versuchung, sein Lob herauszufordern, nicht widerstehen.

„Wie gefalle ich Dir heute, Rudolf?"

„Wie immer, ausgezeichnet!"

Er hat sie mit einem flüchtigen Blick gestreift und natürlich nichts Besonderes bemerkt.

Sie wendet sich achselzuckend ab. Himmel, wie gleichgültig ihr das eigentlich ist! —

In den ersten Wochen ihrer Ehe konnte sie es gar nicht fassen, daß aus dem galanten Bräutigam so schnell ein gleichmütiger, egoistischer Ehegatte wurde. Aber jetzt? Sie ist längst an das ruhige, beinahe teilnahmslose Nebeneinander gewöhnt. Und hat sie nicht Milan gefunden?

Es ist ganz still geworden zwischen dem Ehepaar.

Die junge Frau hat einige Accorde auf dem Bösendorfer angeschlagen, ein paar Mal geseufzt

und sich endlich in den geliebten Schaukelstuhl gelehnt.

Er sitzt noch immer eifrig über das Journal gebeugt.

Das Stubenmädchen hat die Tafel abgeräumt und das Mokkaservice vorbereitet. —

Es schlägt drei Uhr, als Hauptmann Ilmreich seine Frau anruft:

„Sie kommen, Helene!"

Damit sind die Lenkeys, Kiß, Negroponte, Kamenz und Sonich gemeint, die zu Ljubin hinausfahren werden. Manich hat abgelehnt.

„Wo ist Deine Frau, Herr Major?" ruft Rudolf dem Kiß entgegen.

„Meine Frau hat im letzten Moment zu Hause bleiben müssen. Die Kleine ist fieberisch."

Er tritt in den Salon und wiederholt Helene die Absage seiner Frau.

Die Baronin bedauert umsomehr, als sie sieht, daß auch sie von der Partie ausgeschlossen sein wird. Und sie hatte sich so unmenschlich darauf gefreut, Milans Heim kennen zu lernen.

„Es ist doch nichts Ernstes?" fragt sie.

„Nein, sonst würde ich Klara nicht allein lassen.

Die ersten Zähne! Ännchen ist sehr schlechter Laune und weinte, als Klara fortgehen wollte. Da blieb die weichherzige Mama bei ihr!“

„Rudolf, dann fahre allein!“

„Warum?“

„Ich kann auch mitkommen, wenn Du willst!“ meint sie vorsichtig.

„Also laß' den Mokka bringen!“

Währenddessen ist in Ljubins Hause heller Aufruhr. In der Küche klappert und rasselt die Guttaer Hochzeitsköchin mit dem Geschirr. Ilka fliegt herum und „zerreißt sich“ — wie sie zu sagen pflegt. Im Grunde macht sie nichts als endlose Verwirrung. Milan hat seine Gemächer für Damenbesuch in Stand gesetzt. Eine Menge Photographieen und Nippes in den Schreibtisch gesperrt und einige Bilder mit der Kehrseite nach außen gewendet . .

Er schreitet zu einer Inspektion durch die Zimmer. Als er nichts mehr findet, was die Augen seiner weiblichen Gäste beleidigen könnte, nimmt er den Hut und geht hinaus, um von der Veranda aus Ausschau nach ihnen zu halten.

Im Vorzimmer, das seiner großen Dimensionen und seines Mosaikfußbodens wegen den stolzen

Namen „Steinsaal“ führt, kauert der kleine Angjelko. Als er Milan erblickt, richtet er sich auf und wackelt ihm unbehilflich entgegen. Der Kleine lacht und jauchzt und scheint sehr verwundert, daß Milan nicht außer sich vor Freude ist, weil sein kleiner Bub' eben die ersten Schrittchen gethan.

Der Hausherr runzelt die Stirn:

„Ilka!“ ruft er.

Dann als der kleine Knirps sich an seine Kniee anklammert, beugt er sich doch zu ihm herab und nimmt ihn auf den Arm. Ja, er streicht ihm die schüttern, weichen Haare aus der Stirn und drückt ihn leicht an sich.

„Ilka, Ilka, wo bist Du?“ ruft er noch einmal.

Die Thür in einem Hofzimmer wird zugeschlagen, die in dem Steinsaal aufgerissen, und die Angerufene erscheint.

„Was wünschen Sie?“ fragt sie den jungen Mann nicht gerade diensteifrig. —

„Nimm doch den Angjelko zu Dir hinein. Laß' ihn nicht da kriechen, man stolpert schier über ihn!“

„Ich hab' wahrhaftig keine Zeit heute, das Kind herumzutragen!“

„Warum nicht?“

„Warum nicht?“ spottet sie ihm nach. „Darum

nicht, weil Sie wieder ganz Gutta satt und betrunken machen müssen!"

„Da — augenblicklich nimm das Kind und trag's hinein zu Dir!"

„Sie können ihn schon eine Weile halten!" meint sie schnippisch und wirft einen boshaften Blick zum Fenster hinaus.

Oben auf der Straße erspähen ihre scharfen Augen die herannahenden Wagen der Gäste. Sie drückt sich eilig.

„Ilka," schreit er ihr nach.

Jetzt hat auch er die Gäste bemerkt, die in wenigen Minuten hier sein müssen.

Er reißt wütend die Thür wieder auf, die Ilka dröhnend hinter sich zugeworfen.

„Ilka! Terez! Eva!"

Endlich erscheint ein junges Mädchen.

Milan reicht ihr hastig den Knaben.

„Terez, trag' ihn in Ilkas Zimmer und bleib' bei ihm. Daß Du mir mit oder ohne den Buben nicht vor morgen früh unter die Augen kommst! Sonst setzt es etwas; verstehst Du mich?" Das Dienstmädchen verschwindet verdutzt und Milan hat gerade noch Zeit, die Verandastufen hinunterzuspringen.

„Servus, Alter!“ ruft ihm Ilmreich entgegen. „Ist das ein Weg! Ist das ein Kot! Wir hätten beinahe umgeworfen, und mein neuer Wagen wäre bei den berühmten drei Teufeln.“

Daß Helene neben ihm gesessen, scheint ihn nicht besonders besorgt gemacht zu haben.

Die junge Frau hat, halb glücklich und halb verlegen, dem Hausherrn die Hand gedrückt, Kiß seine Gemahlin entschuldigt, und die übrigen „Jungen“ sind willkommen geheißen worden. Dann gehen alle ins Haus.

Man war schon oft bei Milan draußen gewesen, und es war immer fesch und animiert bei ihm. Nur diesmal nicht.

Vielleicht ist die Anwesenheit der jungen Frau Schuld daran, die den Herren Reserve auferlegt und Ljubin zwingt, ihr in allem Ernste die Honneurs zu machen — vielleicht seine fahrige, gleichsam scheu geduckte Art.

Kurz, es bleibt bei einer Konversation mit matten Witzen, leeren Bemerkungen, so steifkragig wie im Damenstift.

Kamenz hat Feiertag.

Er hat kein gutes Gewissen — der Milan. Er fürchtet, das Gespräch werde sich einer That-

sache zuwenden, die möglicherweise seinen Freunden schon bekannt ist — seinem gestrigen Besuch bei Nagys.

Endlich geht man zu Tisch, ohne daß die Katastrophe eingetreten wäre. Helene nimmt den Platz der Hausfrau ein, ihr gegenüber an der Schmalseite sitzt Milan.

Es mag manches nicht im Glanz sein auf Puszta Cjubin. Es mag manches vom Allernotwendigsten fehlen — Küche und Keller sind musterhaft. Der Wein versagt seine Wirkung nicht: die Gesellschaft wird lebhafter — heimischer. Wenn so einer durch das Fenster hineingeschaut hätte, er hätte gedacht, ein glückliches Paar — Milan und Helene — gäben ihren Intimen ein Gastmahl. —

Ilka und der Diener warten auf. Das sind jetzt die einzigen störenden Elemente. Der Toni ist von haarsträubender Ungeschicklichkeit, serviert allemal von rechts, und Milans drohende Blicke haben nur die eine Wirkung, daß der arme Bursche immer zaghafter wird, immer vorsichtiger um den Tisch herumstreicht und zuletzt einen wahren Eiertanz aufführt, die Schüssel bedrohlich in den Händen schwingend.

Ilka macht ein verkniffenes Gesicht, schießt töd-

liche Blicke auf Helene und Ljubin, die ihm ein Unbehagen sondergleichen verursachen.

Als sie an ihm vorbeigeht, raunt er ihr ein paar Worte ins Ohr, die ganz gut als ein harmloser Befehl gelten können.

Dem Mädchen steigt eine helle Röte ins Gesicht. Sie wendet sich mit einem frechen Zucken der Schultern ab.

Beim nächsten Gang stolpert sie, und der Inhalt der Saucière ergießt sich auf Helene, die mit einem Schrei in die Höhe fährt.

„Ilka!" ruft Milan zornbebend und springt mit Servietten zu der jungen Frau heran.

Ilka steht trotzig dabei.

„Verschwind' sofort!" herrscht er sie an.

„Meinetwegen! Ich hab' eh' nicht bedienen wollen, das ist nicht meine Arbeit. Deswegen brauchen Sie mich nicht anzuschreien!"

Milan ist ein seelensguter Kerl, nur bös' darf man ihn nicht machen! Dann kennt er sich nicht vor Jähzorn. In dem Moment, da Ilka hinausläuft, ist er rasend vor Wut. Er eilt ihr nach und erreicht sie dicht hinter der Thür. Drinnen hört man das Geräusch, das eine kräftige Ohrfeige

hervorzurufen pflegt, und den kreischenden Aufschrei einer Weiberstimme.

Negroponte und Lenkey sind aufgefahren und stoßen mit Milan beinahe zusammen, der wieder herein kommt, lächelnd, als ob nichts geschehen wäre. Hinter ihm tritt Eva ein, ein frisches Handtuch über dem Arm und eine Schüssel lauwarmen Wassers in den Händen. Sie hockt sich neben Helene und bemüht sich, die Spuren der Bratensauce zu verwischen.

Milan steht vor der jungen Frau und bringt seine Entschuldigungen vor, so leichthin, so hinreißend liebenswürdig, daß sich die verblüfften und entrüsteten Gesichter seiner Gäste klären und man zur Tagesordnung übergeht.

Helene wünscht sich die Hände zu waschen.

Milan zündet in seinem Schlafzimmer ein paar Kerzen an und ruft sie.

Er bleibt neben der Thür stehen, die Portière mit einer Hand emporhebend.

„Milan," flüstert Helene im Vorbeigehen, „Milan, wie ‚öd' war dieser Abend. Du hast mir kein einziges liebes Wort gesagt."

„Konnte ich denn?" fragt er und lächelt begütigend, wie man einem Kind zulächelt.

Der Vorhang fällt zu. Ihr ist ganz bitter zu Mut. Kein Blick, kein Händedruck vermittelten heute ihr geheimes Einverständnis.

„Konnte er denn?" fragt sie sich selbst.

Sie ist eigentlich schrecklich müde. Sie fühlt sich unbehaglich, deprimiert, fühlt, daß ihre Anwesenheit, als einzige Dame bei einem Herrensouper, unschicklich ist. Sie erwägt, daß Klara nie allein hier hinaus gefahren wäre.

Es giebt für feinfühlige Naturen kein peinlicheres Bewußtsein, als das, sich in einer unpassenden, tadelnswerten Situation zu befinden.

Ilmreich sitzt bei Tisch mit einem verdrossenen, verschlafenen Gesicht. Er ist kein flotter Trinker und findet längst keine Freude mehr an dieser Art Unterhaltung. Als ihn Helene auffordert, nach Hause zu fahren, ist er sofort bereit, er und Kiß.

Trotz Milans Protesten schließen sich die andern an, mit Ausnahme des älteren Lenkey, der einen bedeutenden Schwips hat.

Girolamo hält der Hausherr mit herzlicher Bitte zurück, mit einem so ernsten Gesicht, daß Negroponte es ihm nicht abschlagen kann.

„Morgen ist ohnehin Sonntag, Rudolf," sagt

Ljubin. „Gegen Mittag kommen wir alle drei hinein!"

Die Wagen fahren vor, und die Gäste empfehlen sich mit ziemlich lauen Danksagungen für den „netten Abend".

Negroponte kehrt mit Milan langsam ins Haus zurück.

Der Oberlieutenant sitzt noch immer beim Tisch und „pippelt" langsam weiter. Der Kopf wird ihm schwerer, er spricht lauter konfuses Zeug und taumelt gegen Mitternacht in das Fremdenzimmer. Man hört ihn noch eine Weile mit dem Diener sprechen — ächzen — dann ist er eingeschlafen.

Ilka ist hereingekommen, hat artig den Tisch abgeräumt und frischen, schwarzen Kaffee hereingebracht.

Ljubin öffnet ein Fenster. Lange steht er davor und schaut zu dem ausgehellten, sternbesäten Himmel auf. Er raucht in langen, tiefen Zügen und hat offenbar vergessen, daß Girolamo bei ihm am Tisch sitzt. Endlich fliegt die Zigarette in weitem Bogen hinaus und erlischt knisternd. Milan schlägt das Fenster zu.

„War das ein verpatzter Abend, Negroponte!" sagte er verdrießlich.

„Du hast Dich hinreißen lassen mit der Ilka!" antwortet der Cadet vorwurfsvoll.

„Ah, was weißt Du, was diese Person an bornierter Bosheit leistet!"

„Möglich! Immerhin ist es unglaublich, wie ein guter Kerl, der Du bist — in gewissen Fällen — so — so —"

„Roh sein kann!" vollendet Milan bitter.

Girolamo widerspricht ihm nicht. Es ist lange still zwischen den beiden. Ljubin seufzt ein paarmal auf.

„Was ist denn heute mit Dir?" fragt endlich der Jüngere. Warum so katzenjämmerlich?"

„Grund genug, lieber Freund!"

„Erstens?"

„Erstens hat mich der Hecht ganz fest in den Händen. So mit — na nahe — an fünfzigtausend! Und es sind noch andere notwendige Ausgaben in petto!" —

„Ja, wieso denn? Hast Du denn von Hecht so viel — —?"

„Nein, ich habe es ganz gerecht unter drei — vier solcher Gentlemen verteilt gehabt. Aber der

Hecht hat sich alles verschafft — angekauft — eingelöst. Verstehst Du?"

„Wozu denn?"

„Du Unschuldslamm! Damit er mich fester am Kravattl hat. — Die Zinsen — das wächst wie eine Schneelawine." —

„Das ist bös'!" sagt Girolamo sehr teilnahmsvoll.

„Negroponte — ich muß heiraten!" entgegnet Milan aufatmend. Jetzt ist es draußen!

Girolamo ist nicht entrüstet aufgefahren, wie es Milan erwartete.

Das, was Milan vorhat, fällt ihm nicht einmal im Traume als möglich ein.

Ljubin verläßt der Mut. Er hat sich vorgenommen, seinen Entschluß ruhig anzukünden — und gerade Girolamo, dem Jüngsten. —

„Aber — wen heiraten?" fragt Girolamo.

„Ich — ich weiß noch nicht!"

„Du bist köstlich! Du sprichst, als solltest Du die Braut morgen heimführen und weißt am Ende noch gar nichts!"

„Nein, ich weiß noch gar nichts!" Ljubin benützt die Brücke, die ihm Girolamo lachend geschlagen.

Sie sprechen von andern Dingen. Der Dalmatiner ist ein heller Kopf. Er hat einen lebhaften, beinahe französischen Geist, und gefällt sich darin, alle möglichen Dinge mit den unglaublichsten Paradoxen zu beleuchten. Milan kann es ihm nicht gleich thun, aber er folgt ihm sonst gerne auf seinen Zickzackwegen. Sonst! Nur heute nicht. Er ist so zerstreut. Seine Gedanken konzentrieren sich nur auf das Eine, daß er an einem Scheideweg steht. — Er wägt hin und her, wie viel er gewinnen wird. Er rechnet so klar wie ein Kaufmann und findet den Gewinn dem Verlust enorm überlegen. Trotz dieses erfreulichen Umstandes ist ihm die Kehle wie zugeschnürt und verursacht ihm ein Erstickungsgefühl.

Endlich wird Girolamo des dummen Zuhörens müde und geht schlafen.

Milan bleibt allein. Er löscht die Lampe aus und öffnet das Fenster wieder.

Der kalte Rauch, der Weingeruch dünken ihm unerträglich.

Dann bleibt er davor stehen, starr und still, wie zwei Stunden zuvor.

Die Sterne erblassen langsam am Himmel.

Die Morgenstunde schauert den blassen Mann mit eisigem Hauche an. Er ist noch immer wach und kämpft einen harten, bittern Strauß mit seinem bessern Ich. Ja — er müßte es Helene — er müßte es den Freunden sagen — nein — er müßte den Plan ganz aufgeben und versuchen, sich aus seinem Elend loszuringen oder es zu ertragen. Aber er will nicht. Es ist so bequemer. „Wenn man „Das" heiraten dürfte!" klingt ihm Girolamos frische Stimme im Ohr, mit demselben Tonfall, wie er's damals auf dem Ball in Gutta zu ihm gesagt.

Milan lächelt höhnisch. Er wird es beweisen, daß man das kann. Wenn sich alle von ihm abwenden — nun gut. Er wird ohne sie leben können.

Er kann es abwarten.

Warum sollte er ihnen die Sache vortragen, als wären sie berufen, ihn zu richten?

Und Helene? — Bah! Man stirbt nicht an dergleichen Wunden.

Es liegt an ihr, sich gegen oder für ihn zu entscheiden: einzusehen, daß man in schweren Zeiten nicht hochromantisch sein kann — und mit Cjubin

freundschaftlich weiterzuverkehren, oder ihn zu vergessen. Ja, in dieser einen Nacht gelingt es Milan, seine Anständigkeit zu erwürgen. Was da übrig bleibt, ist ein feiger, erbärmlicher Kerl, gerade gut genug, Herrn Nagys Schwiegersohn, beinahe zu schlecht, Katicas Gatte zu werden!

IV.

Es ist Thatsache geworden: Herr Milan Koruga hat sich mit Katica Nagy verlobt.

Er ist cynisch genug, sich zu sagen: „Svako čudo za tri dana!“ — Jedes Wunder währt drei Tage — dann hat man sich daran gewöhnt. Er hat den Sprung kopfüber ins kalte Wasser gewagt. Seinem Schwiegervater — der die Sachlage ganz richtig erfaßte — hat er seine Schulden gebeichtet und überläßt es ihm vollständig, sich mit Herrn Hecht auseinanderzusetzen — und das kann er viel kniffiger und pfiffiger, als Milan.

Seine Braut ist von ihm entzückt — für seinen Geschmack beinahe zu sehr. Er tröstet sich. Man bleibt nicht immer verlobt, später „hängt man den Brotkorb etwas höher“. Am meisten geht es ihm zu Herzen, daß er seinem erbitterten Feind, Manich, den Weg freigeben mußte. Wie man es „drinnen“ aufgenommen, weiß er augenblicklich noch nicht.

Seit acht Tagen hat er Gutta gemieden, wie der Teufel das Gotteshaus. Wenn er wüßte, daß er Manich noch einen letzten bösen Stich versetzt hat, das wäre ihm eine große Genugthuung.

Es war des armen, von wilder Eifersucht und verschmähter Liebe gefolterten Mannes heißester, selbstquälerischer Wunsch — „Bestimmtes" darüber zu wissen, wie weit Milan und Helene gekommen seien. Nun ist er der erste, der von Milans Abtrünnigkeit erfährt.

Ja, er will „es" wissen, selbst um den Preis einer Brutalität gegen die geliebte Frau.

Diese Verlobungs-Nachricht ist in seine Hände gegeben, um „es" zu erfahren. So geht er geradeaus zu Ilmreichs hin.

Der Hauptmann ist nicht zu Hause. Das Gespräch zwischen Manich und Helene „schleppt sich" so recht verlegen.

„Übrigens — wissen Sie das Neueste — Baronin —?" sagte Manich plötzlich mit heiserer, zerrissener Stimme.

„Nein. Was giebt es?"

Er faßt sie scharf ins Auge und sagt:

„Milan Koruga hat sich mit der kleinen Nagy verlobt."

Ganz unvorbereitet muß sie die Nachricht getroffen haben, und trotzdem zuckt keine Muskel in ihrem Antlitz. Der rosige Schimmer erblaßt nicht auf den Wangen. Armer Manich! Seit jener Stunde ahnt er, welcher Wunder an Willenskraft eine Frau fähig ist.

„Wer ist der Gewährsmann für diese Nachricht, Herr Hauptmann?" fragt sie lächelnd.

Wahrhaftig, sie lächelt.

„Nagys Kutscher!"

„Ein Kutscher?" wiederholt Helene, und es liegt irgend etwas in ihrer Stimme, das ihrem Gegenüber die helle Röte in das gelbe Gesicht jagt. Wüßte das der Milan, es würde ihn freuen.

So, wie er da steht, in Katicas schönem, runden Turmstübchen, mit finsterer Stirn und zusammengekniffenen Lippen, kann er ein wenig Freude ganz gut vertragen, sei's auch nur Schadenfreude.

„O, bitte, Milan, Du sollst dem guten Papa den Gefallen thun. Du kannst es wirklich! Er wäre so froh, wenn wir Sonntag recht viel Gäste hätten. Und Du brauchst nicht solch' ein mürrisches Gesicht zu machen, sonst denke ich, daß Du mich gar nicht mehr lieb hast!"

Er tritt an sie heran und streicht ihr leicht über das Haar. Sie sitzt auf einem niederen Stühlchen und schaut zu ihm empor.

„Schau, Katica, das mußt Du nicht von mir verlangen. Wie, ich soll zum Pfarrer, zum Doktor und Bezirksvorstand und zu Teufel weiß wem laufen, um sie einzuladen? Man schreibt ihnen und damit basta!"

„Und Deine Freunde, Milan?"

„Ich mag sie nicht rufen, ich bin bös' mit ihnen," antwortet Milan mit abgewandtem Blick.

„Bös'?"

„Ja."

„Mit allen?"

„Mit allen!"

„Sonderbar! Warum denn? Seit wann denn?" Katica ist ganz bestürzt.

„Wir haben uns verzankt. Es könnte Dich nicht im mindesten interessieren, wenn ich's Dir auch erzählte, liebstes Kind!"

„Wann denn?" fragt sie beharrlich.

„Auf dem Guttaer Ball!"

„Du warst ja noch später bei Ilmreichs, Milan!"

„Oh nein! das kommt Dir nur so vor. Auf dem Ball war es ganz aus zwischen uns!"

„Und zwischen Dir und mir hat es angefangen. Nicht wahr, seitdem hast Du mich lieb, mein lieber Schatz?“

„Damals hat es zwischen uns angefangen,“ wiederholt er und schiebt sich einen Puff ganz nahe zu ihr; „Du warst damals so lieb zu mir. Wirklich, Du warst so herzig, daß ich immer an Dich denken mußte. Und deshalb —!“

„Ja, ich weiß!“ sagt sie ein wenig ungeduldig — „aber wenn Du mich so lieb hast, so darfst Du nicht ungefällig sein und — —“

Er unterbricht sie hastig. Weiß Gott, er ist jetzt nicht in der Laune, Liebesbeteuerungen zu tauschen. Er will sie einfach totreden und schmeichelt sich, dies zustande bringen zu können. Es ist ihm in den acht Tagen, die vergangen sind, seitdem er „mit Papa gesprochen“, genugsam bekannt geworden, daß seine kleine Braut auf Liebesworte so lüstern ist, wie kleine Kinder auf Marzipan.

„Und deshalb — laß' mich ausreden — mußte ich dann hierher kommen und meiner kleinen Katica in die Augen sehen, um daraus mein Schicksal zu lesen. Ich hatte nicht eher Ruhe!“

Er hält ihr mit der flachen Hand den Mund zu, den sie zu einer Zwischenrede öffnete.

„Wie ich's dann wußte, da war ich so glücklich — so froh, wie ein armer Seefahrer, der nach jahrelanger Abwesenheit endlich die Heimat wiedersieht. Denn — sieh — lieb' Herz — mir war es immer zu Mut, als suchte ich irgendwen, der zu mir gehörte — im Leben. Es war mir manchmal geradezu bang nach Dir. Als ich Dich in Gutta sah, in Deinem rosaschimmernden Kleide, und Dein süßes Gesicht, da wußte ich's gleich, daß Du gar nicht das fremde Fräulein Nagy bist — sondern meine — meine Katica." —

Milan hat es endlich erreicht. Katica hält seine Hand in den ihrigen und hört ihm andächtig zu. Sie ist zu ehrlich verliebt, die Kleine, um ihrem Papa das Opfer bringen zu können, ein solches Gespräch mit irgend welchen anderen Angelegenheiten zu unterbrechen oder abzukürzen.

Sie flüstern jetzt beide, obgleich sie allein sind, und Mama Nagy aus dem Nebenzimmer sie durch ein hörbares Schnarchen über ihre geistige Abwesenheit beruhigt.

Milan spricht noch immer und küßt dazwischen oft — sehr oft — den kleinen, frischen Kindermund.

vielleicht um sich vom Flüstern auszuruhen. Es kommt eine eigentümliche Schlaffheit über ihn, so als sänken graue Schleier herab und hüllten ihn ein — fest und fester. Unentrinnbar — die Langeweile.

Draußen scheint die kalte, leere Novembersonne. Die ganze Welt ist voll äußeren Scheins, und innen so leer, öd' — fad! —

Wie eine große Frage: „Was wird daraus werden?" Ja, draußen, da kommt der Frühling wieder, der Frühling voll lachender Lust, voll strotzender Kraft, frisch, ungebrochen, wie alle Jahre! — — — —

Plötzlich schallt ein harter Schritt durch die Zimmer. Die beiden Köpfe fahren auseinander. Herr Nagy kommt herein, schaut seinen Schwiegersohn in spe und sein Töchterlein mit einem süßlichen Gesicht an.

„Ich komme Euch wohl ungelegen, Kinder? Na, macht Euch nichts daraus, habt noch Zeit genug vor Euch zum Küssen und könnt es hundertfach einholen, wenn Ihr jetzt meinetwegen was versäumt! Wollte dem Milan nur sagen, daß ich eben Befehl gab, einzuspannen. Es ist grade Zeit, daß er fährt. Beim Speisen wird er wohl

all' die Herrschaften nicht stören wollen, die er einladen soll?"

„Ich will — für meinen Teil — „die Herrschaften" überhaupt nicht stören — wenn Sie aber darauf bestehen, so reite ich hinein. Lassen Sie mir gefälligst mein Pferd satteln!" antwortet Milan bös.

„Warum wollen Sie nicht fahren?"

„Weil mein Wagen nicht da ist!"

„Nun, Sie können ja in meinem Wagen —!"

„Ich danke. Ich will nicht!"

Nagy lächelt. Halb verbindlich, halb höhnisch. Gott, die beiden, der Nagy und der Milan, kennen sich so gut! Sie kennen so genau ihre gegenseitigen Beweggründe, daß sie sich nicht einmal die Mühe nehmen, ihre Gedanken voreinander verschleiern zu wollen. Die einzige, die unbefangen ist, ist Katica.

„Du mußt vorläufig tanzen, wie ich pfeife, mein Bürschchen, und daß es möglichst lange so bleibe, dafür laß' mich vorsorgen!" denkt Nagy.

„Wart', alter Halunke, nach der Hochzeit sollst Du Deine blauen Wunder erleben!" ist Milans Gedanke, und er hat nicht einmal den Vorzug, der Höflichere zu sein.

„Bitte, bitte, regen Sie Sich nicht auf, Milan.

Sie können reiten, wenn es Ihnen besser paßt!“ Und Nagy wendet sich achselzuckend zum Gehen.

Ah, Ljubin versteht ihn ganz genau. Die Bewegung von Nagys Achseln bedeutet:

„Sie können reiten oder fahren, mir gilt das gleich. Nur zu gehen haben Sie!“

Mit einem verbissenen, knechtischen Zorn schwingt er sich eine halbe Stunde später in den Sattel.

Er weiß, daß ihm seine Braut aus dem Turmstübchen nachschaut, er schaut nicht zurück.

Gewiß, sie ist seiner Ansicht nach „noch die Beste von der ganzen Bande“; ganz ohne Groll ist er aber auch gegen sie nicht. Er hat sich das alles ganz anders vorgestellt.

Er dachte, daß sich der alte Nagy bedeutend geehrter fühlen würde durch ein „Herabsteigen“ zu . . . . Katica, und dachte sich auch die schöne Tochter einflußreicher und energischer. Er weiß aber wieder, daß sich der Alte thatsächlich bedeutend „geehrter“ fühlt, als er zu zeigen beliebt. „Wart' nur, wart',“ murrt er ingrimmig und hackt die Sporen ein.

‚Minister‘ macht einen erschrockenen Satz mit allen Vieren zugleich — das ist sein ureigenstes Bravourstückchen — und streicht im Galopp die

lange Pappelallee entlang. Milan läßt ihn laufen, wie er mag.

Plötzlich pariert er so heftig, daß Minister beinahe auf der Kroupe sitzt, und Milan springt aus dem Sattel.

Er steht fassungslos Helene gegenüber.

Sie ist eben aus einem Seitenwege auf die Straße getreten.

Stumm sieht sie ihm in die Augen, mit einem harten, festen Blick, der ihn zum Reden zwingt.

Als er schweigt, fällt ein gebieterisches Wort von ihren zuckenden Lippen:

„Sprich!“

„Helene, Helene, ich weiß nicht, was ich Dir sagen soll?“ stammelt der Mann und steht beschämt mit hängenden Schultern, als fühle er sich klein, ganz demütig klein vor der hochaufgerichteten jungen Frau.

„Sprich nur!“ antwortet sie kalt.

„Ich kann Dir nichts oder alles sagen, Helene. Ich mußte es thun — sollte ich nicht — ein Bettler werden. Das könnte ich nicht ertragen! Ich liebte Dich so innig, ich liebe Dich noch — —“

Sie schaut ihn noch immer an, ruhig und klar.

„Du hast mich ja nicht verloren!“

„Doch, ich habe Dich verloren!“ unterbricht sie ihn, und eine Blutwelle steigt in das blasse Antlitz, „ich habe Dich verloren, und ich wollte, Du wärest gestorben, dann hätte ich um Dich weinen können!“

„Kind, liebes Kind, das ist zu sentimental für die jetzige Welt,“ erwidert Ljubin, der wieder Terrain unter sich fühlt, „es kommt ganz auf Dich an, ob Du mich behalten oder verlieren wirst!“

Nach einer sekundenlangen Pause, in der er tausend Gedanken gedacht, fährt er fort:

„Sieh, eine liebende Frau vermag viel. Wenn Du mich liebst, so wirst Du das Vorurteil, das man in unserem Kreise gegen die Nagyschen hegt, besiegen können. Man wird es wenigstens auf meine Frau nicht übertragen. Und — dann — was braucht' Dich denn die Katica mehr zu genieren, als mich Rudolf geniert hat? Verstehst Du mich, Leni?“

Er schaut ihr zärtlich forschend in die Augen.

„Erbärmlich!“ zischt ihn Helene an. „Erbärmlich! Verstehst Du mich? Du hast mich in den Kot herabgezerrt, getreten — aber Deine treue Genossin bleiben? Nein! Danke — das überlasse ich der kleinen Schweinehändlerstochter.“

Ein kurzes, höhnisches Lachen durchschneidet die Luft, und Helene ist hinter die schützenden Hecken zurückgetreten, aus denen sie vordem so plötzlich hervorgekommen. Fast laufend eilt sie gegen Gutta zurück. In ihr ist alles helle Empörung, wilder Aufruhr, glühende Scham! Ja — sie hat ihn geliebt, so wie sie ihn kannte: elegant, tadellos, beliebt und beneidet, und wäre er gestorben, sie hätte wahrste, echteste Herzenstrauer um ihn gefühlt. Nun aber blieb nichts übrig von ihrer großen Liebe als die Scham und die Furcht. Die bestürmenden Gedanken: „Wenn Ihr es wüßtet!“ Die zitternde, eisige Furcht: „Es kommt einmal an den Tag!“

Sie war lange nicht so klug wie Milan, der da sagte:

„Svako čudo za tri dana!“ „Jedes Wunder dauert drei Tage.“

— — — — — — — — — — — — — —

Milan hat an dem Tage wirklich alle die Besuche abgestattet, die ihm sein Schwiegervater vorgeschrieben. Er machte dabei weit mehr Verbeugungen, als je in seinem Leben vorher. Seine ganze Person war Verbindlichkeit, um sein Ziel zu erreichen, besonders um einige Damen zu veranlassen, seiner Verlobungsfeier beizuwohnen. Wäh-

rend er noch sprach, glomm in seinem Blick ein versteckter, heißer Zorn, daß man etwa „Nein" sagen könnte. „Nein" unter irgend einem plausiblen Vorwand. Er würde aber nur das böswillige, unversöhnliche „Nein" hören. — Als er, vom Bürgermeister zum Bezirksvorstand gehend, die Straße kreuzte — und Negroponte rasch in ein Seitengäßchen einbiegen sah, um einer Begegnung mit ihm auszuweichen, lachte er auf. Gerade wie er gelacht, da Helene von ihm weglief. Im ersten Moment hatte ihn ein schneidendes Weh durchzuckt, und dann hatte er sich gedacht, daß er sie, die ihm nicht nützen wollten, endgiltig losgeworden. Er hatte auch gelacht, als ihm vor etlichen Tagen die Ilka mit Vitriol und Hausfeuer drohte.

*   *   *

Als er die Verlobungsgesellschaft, die sich am Sonntag im Schlößchen versammelt, übersieht, da fragt er sich, ob sie der Mühe wert ist, die sie ihn gekostet.

Es ist ihm ganz katzenjämmerlich zu Mute.

Herr Nagy aber ist befriedigt. Auf das Erscheinen der Officiere hat er keinen Augenblick ge-

hofft. Mit denen wird sich's seiner Ansicht nach später machen.

Katica ist einfach im siebenten Himmel.

Um die Mama kümmert sich eigentlich niemand.

Herr Nagy ist sogar so geschmacklos, den Platz der Hausfrau der einstigen Fürstengeliebten — der Bürgermeisterin — anzuweisen.

Das Festessen beginnt, es hat eine Unzahl Gänge und wird mit einer Unmenge von Wein und Champagner begossen.

Milan trinkt sehr viel. Die Reden, die an ihn und seine Braut gerichtet werden, erwidert er alle gewissenhaft. In den Pausen wird er düster und schweigsam.

„Woran denkst Du, Milan?" flüstert Katica.

„An nichts!" — und trinkt dem Dr. Urbics zu, dem einzigen in der ganzen Gesellschaft, den er Freund nennt.

Er kann ihr nicht sagen, woran er denkt. Seit einer halben Stunde sinnt er über das Schicksal eines Vogels nach, den er in seinem Hause herumhupfen gesehen. Sie hatten ihm die Flügel verstutzt und der kleine Angjelko spielte mit ihm.

Was ist aus dem Vogel geworden? Wo kam er hin? Angestrengt sucht er sich zu erinnern. Endlich fällt es ihm ein! Die Katze hat ihn zerrissen.

Er sieht den alten Nagy feindselig an: Soll etwa der für ihn die böse Katze werden?

V.

Vier Wochen waren ins Land gegangen seit Milans Verlobung. Die ganzen Tage lang hatte Ilka hin- und hergesonnen: Was soll sie anfangen? Den Kutscher, den ihr Milan zum Gatten vorgeschlagen, und der sie mit entsprechender Mitgift als Ehefrau heimführen würde, den mag sie nicht. Er würde sie heiraten und nach der Hochzeit prügeln. Und dann —! Sie hat nun einmal diesen nichtsnutzigen Herrn lieb!

Am Samstag Nachmittag, als sie, trotz der Kälte, das Kupfer- und Eisengeschirr beim Brunnen putzt, kommt sie auf eine großartige Idee. Diese Idee scheint ihr so vielversprechend, daß sich ihr vergrämtes Gesicht aufhellt. Sie fängt an zu singen, so wie alle Samstag vorher.

Es scheint, daß dies eine Tradition unter den Landweibern ist. Vielleicht wollen sie damit be-

weisen, daß ihnen die hausfräuliche Pflicht des großen Saubermachens nicht schwer fällt.

„Na, das lasse ich mir gefallen, Ilonka!" spricht sie plötzlich Milan an, der beim Brunnen vorbeigeht.

Sie nickt ihm lächelnd zu:

„Es gehört sich so, Herr! — Wo doch ein Bräutigam im Hause ist!" fügt sie dann boshaft hinzu.

„Schön! Lieber als Dein Gebrumme höre ich's. Schau nur, wie der Pista herüberblinzelt. Du überlegst es Dir noch, nicht wahr?"

„Hm, ich weiß nicht!"

Der Strohwisch fährt in erneutem Fleiß über die Kuchenform.

„Du wirst's schon wissen. Er ist ja ein guter, hübscher Bursch. Du kriegst die scheckige Kuh von mir und die große Sau und — na — was Du eben brauchst. Ich werde dem Pista schon alles in die Wirtschaft mitgeben!"

„Alles, Herr! Bekommt er doch gar einen zweijährigen Spatzen mit!" lacht Ilka höhnisch.

Milan stimmt in ihre Heiterkeit ein.

„Wir bleiben gute Freunde, gelt?" antwortet

er und geht befriedigt davon. Von dem Hohne hat er nichts bemerkt.

Ilka beendet ihre Arbeit und trägt die Schüsseln und Formen ins Haus.

Als sie die Küchenwände wieder mit den wie Gold und Silber blitzenden Formen schmückt, betrachtet sie das Werk ihres Fleißes mit wohlgefälligen Blicken. In den letzten Tagen hat das Kochgeschirr manchen Sprung und manchen Buckel durch giftiges Hinschleudern davongetragen. Aber heute — heute wird es wieder so sanft und ruhig eingeräumt wie je.

Der Herr ist ins Schlößchen gefahren und nachtmahlt heute dort. Ilka heizt trotzdem den Sparherd wie einen Höllenkessel, um die Bügeleisen zu erhitzen. Fünf Röcke, so steif, als sollte sie darin die Hexenprobe bestehen, hängen um zehn Uhr Abends an dem Nagel.

Ihr Tagewerk ist gethan, und beruhigter als sonst, seit ihr Herr sich verlobt hat, legt sie ihr Haupt zur Ruhe.

Beim Frühläuten, noch in finsterer Nacht, erhebt sie sich. Sie putzt eigenhändig ihres Herrn Schuhe und Kleider und trägt ihm mit freundlichem Morgengruß den Kaffee ins Zimmer.

„Sie sind wohl zu Mittag nicht zu Hause?“ fragt sie neugierig.

„Nein, der Pista spannt schon ein! Ich esse „drüben“!“

„Drüben“ heißt bei Nagys.

Ilka nickt befriedigt mit dem Kopf.

Kaum rollt der Wagen aus dem Hofe, eilt sie in ihr Zimmer. Zuerst wird Angjelko einer gründlichen Waschung unterzogen und in sein rotes Feiertagskleidchen gehüllt; dann macht Mama Toilette.

* * *

In Gutta ist Wochenmarkt, und alle Köchinnen, bewaffnet mit dem Marktkorb, sind auf dem Schlachtfeld erschienen. —

Mitten durch die schnatternde Menge geht Ilona, ihren kleinen Sohn auf dem Arm. Die kurzen, seidenen Röckchen wippen bei jedem Schritt wie das bewegliche Schwänzchen einer Bachstelze.

Obgleich Ilkas Gesellschaft sehr gesucht wird, mag sie sich auf längere Gespräche nicht einlassen. Sie hat es offenbar eilig. So erreicht sie — eben als es zehn Uhr vom Turme schlägt, die Ilmreichsche Thür.

Im Gang und in der Küche findet sie niemanden. Nach einem leisen Klopfen an der Zimmerthür tritt sie ein und steht vor der jungen Baronin.

Helene sieht sie perplex an und traut ihren Augen nicht. Das — das ist ja Milans Wirtschafterin!

„Was wünschen Sie?“ fragt sie unsicher, verdrossen.

„Ich? Ach, liebe gnädige Frau, sind Sie nur nicht mehr böse auf mich wegen — wegen der Sauce — das letzte Mal. Ich wollte Ihnen schön die Hand küssen, gnädige Frau! Wenn das Kleid nur nicht verdorben ist!“

„Aber ich bitte Sie, was fällt Ihnen jetzt ein! Ich habe das längst vergessen!“

„Und dann — dann wollte ich Ihnen noch etwas sagen!“

„Nun?“

„Liebste gnädige Frau, vor mir müssen Sie nicht so thun. Ich weiß es sehr gut — ich weiß es an mir, wie es einem das Herz abdrücken kann — wegen dem Milan!“ —

Nach einem Weilchen, als die junge Frau blaß, verwirrt, entsetzt schweigt, fährt Ilona fort:

„Sehen Sie, früher, da konnte ich Sie gar nicht

leiden, denn ich war eifersüchtig auf Sie. Aber jetzt," mit einem unterdrückten Schluchzen in der Stimme, „jetzt, da er uns beide ganz gleich belogen hat — da — da — wo wir doch beide betrogen sind, da dachte ich, daß Sie ebenso wütend auf ihn und sein Fräulein sind wie ich, und würden mit mir hinausgehen zu den Nagyschen und es ihm vor ihr so recht ins Gesicht sagen, was für ein Kerl er ist, und daß er sie nur wegen dem Geld nimmt. Ich sage Ihnen, die läßt ihn gleich laufen, und dann hätten wir ihn wieder. Sie, wenn er in Gutta, und ich, wenn er auf der Puszta ist. Und — das kann ich Ihnen versprechen, wir würden uns gut vertragen. Also — kommen Sie?" —

Helene giebt ihr keine Antwort. Sie ist vollständig vernichtet.

Erst als Ilka ihre Frage wiederholt, stammelt die arme, kleine Baronin:

„Gehen Sie, gehen Sie sofort hinaus!"

„Und Sie?" fragt Ilka in maßlosem Staunen.

„Ilka, ich weiß nicht, ob Sie bloß dumm oder auch unverschämt sind. Ich habe mit Ihrem Herrn nichts, gar nichts zu thun, Sie, Sie borniertes Ding!"

Das Letzte in erhöhter Tonlage, mit gefaßter Stimme.

Ilka packt der Zorn.

„Na — ja, das reden Sie so, gnädige Frau! Nützen thut es Ihnen nichts! Trotzdem weiß ich es ganz bestimmt, daß Sie seine geheime Geliebte waren oder sind. Bei den Herrenleuten, da geht es immer ganz geheim zu. Bei uns Armen, da kann es jeder wissen. So eine läßt man den Rangen durchs Leben schleppen, der keinen Vater hat und keinen Namen. Wenn's bei Ihnen eingetroffen wäre, da wär's ein kleiner Baron gewesen, und der Herr Hauptmann samt der ganzen Verwandtschaft hätten sich gefreut!"

Helene antwortete nichts. Stumm sehen sich die beiden Frauen an.

In dem Augenblick öffnet Rudolf die Salonthür: „Was ist denn los?"

Helene fühlt einen heftigen Stich im Herzen, denn jetzt — jetzt wird es kommen!

Ilka aber sagt mit ihrem harmlosesten Gesicht:

„Guten Morgen, gnädiger Herr! Ich bin gekommen, die gnädige Frau zu fragen, ob sie nicht eine — Köchin braucht, wofür ich mich dann antragen möchte. Die gnädige Frau ist aber mit der

Lisi ganz zufrieden und — dann mit dem Kind kann sie mich nicht brauchen, und ohne den Buben? Nein, das kann ich wirklich nicht. Nichts für ungut, gnädige Frau, ich habe es gut gemeint. Ich küsse die Hand!"

Die Thür schließt sich hinter ihr. Helene sinkt in den nächsten Sessel und bricht in ein heftiges, Rudolf ganz unverständliches Weinen aus.

Er bemüht sich eine zeitlang, ihr den Grund abzufragen, und geht, da ihm Helene nicht antwortet, mit einem Ausfall gegen „hysterische Frauen" in die Batteriekanzlei, den Frührapport anzuschauen. Als er nach zwei Stunden wiederkehrt, hat er die Szene vergessen.

Helene aber hat sich ins Schlafzimmer zurückgezogen und liegt wie tot — angekleidet — auf dem Bette. — Keine Thräne weint sie in ihrer dumpfen Betäubung. Was jetzt ihre Seele durchwühlt, das ist der größte Schmerz, den sie je gefühlt; die schärfste Demütigung, die sie erfahren konnte. Eine Ilka mußte sie in mitleidiger Regung vor ihrem Manne herauslügen! — —

In diesen zwei Stunden hat Helene ein gut Teil ihrer Schuld gesühnt.

— — — — — — — — — — — — — —

Indes geht Ilka weiter ihres Weges zum Nagyschen Kastell. Der kleine Angjelko schläft und hängt schwer in seiner Mutter Armen. —

Als sie beim Schlößchen ankommt, schaut sie zunächst vorsichtig in den Hof hinein. Ja, da steht Herrn Milans neuer Kutschierwagen!

Jetzt tritt sie in den Garten und überlegt, wie sie es anstellen soll, um mit Katica allein sprechen zu können. —

Aha, so wird's gehen! —

„Kumica — Gevatterin," ruft sie die alte Nagysche Wirtschafterin an, an die Schwelle der Küche tretend — „guten Tag wünsche ich!"

„Ah! Sieh her!" staunt die alte Treszka, „ein Gast! Was führt denn Dich da her?"

„Wollt' mit dem Fräulein sprechen!"

„Jetzt ist „Er" oben," meint Treszka, „jetzt wird's nicht gehen." „Er" — das ist Milan. —

„Warum sollte es nicht? Wenn Du sie in die Küche rufst . . . . ?"

„Ich will versuchen!" — sagt Treszka, wischt sich die Hände in die Schürze und geht hinauf in den Salon, das Fräulein zu holen. Sie ist zu neugierig auf die Szene, die es jetzt geben wird! Sie kennt ihre Kumica Ilka! —

Milans wackere Haushälterin bereitet sich indes vor: Zwei Thränen rollen ihr schon über die Wangen, ehe noch Katica da ist. Sie läßt lange auf sich warten. Endlich kommt sie, gefolgt von ihrer Mutter und Treszka.

Ilka sieht ihr finster entgegen.

„Was wollen Sie?“ fragt die Braut.

„Was ich will?“ kreischt Ilka. „Ein Hochzeitsgeschenk bringe ich Ihnen, mein schönes Fräulein! Da!“ —

Sie setzt das erschreckte Kind dicht vor Katica auf die Erde. Der Kleine, jäh aus dem Schlafe gerissen, sieht die bösen fremden Augen alle auf sich gerichtet und bricht in ein gellendes Geschrei aus.

„Was wollen Sie hier mit dem Kinde?“ fragt die alte Frau, der natürlich viel früher als ihrer Tochter das rechte Verständnis für die heikle Situation aufgeht.

Ilka ignoriert sie vollständig und wendet sich an Katica.

„Ich denke, daß das Kind her gehört. Da Sie den Vater nehmen, müssen Sie wohl auch den Buben nehmen. Nicht?“

In diesem Moment schreitet Milan gemächlich die Stufen vom ersten Stock herunter und pfeift

sich eins. Der Lärm unten regt ihn weiter nicht auf — er ist gewöhnt, bei Nagys schreien zu hören.

Plötzlich erkennt er Ilkas Stimme und steht mit einem Satze bei den Streitenden — stumm.

„Ich verstehe nicht," sagt Katica und wendet sich blutrot an Milan.

„Ilka," ruft sie Milan ruhig an, die durch sein plötzliches Erscheinen verdutzt ist — „Ilka — Du gehst sofort, verstehst Du? Sofort!"

„So? Sie werden mich hinausweisen?" plärrt sie, ihre Fassung schnell wiedergewinnend — — — und nun ergießt sich ein Redestrom von heißer Lava über ihn. Er hat sie an der Schulter erfaßt und überschreit sie. Er will sie hinauswerfen. Frau Nagy und Katica halten ihn zurück, damit er sie nicht schlage. Es ist ein wüster Auftritt.

„Was? Frech bin ich? Schamlos bin ich? Gut! Lüge ich aber? Sehen Sie selbst, Fräulein!"

Sie reißt sich von Milan los, packt Angjelko vom Boden auf und hält ihn Katica vor die Augen.

„Sehen Sie ihn an, ist das nicht ein Koruga?"

Milan hat den Kampf aufgegeben.

Katica blickt den Kleinen an. Ach, trotz des dichten Thränenschleiers sind es unzweifelbare, echt Korugaische Augen.

„Machen Sie doch diesem geschmacklosen Auftritt ein Ende," raunt Milan der alten Frau zu. Seine eigene Energie ist ihm irgendwie abhanden gekommen. Er bereut es später — denn hätte er Ilka am Weitersprechen verhindert, wär's anders gekommen, wie es kam, und wäre Katica eine wirkliche Dame, so würde sie das Bauernweib mit all' ihren Enthüllungen in mädchenhafter Scheu zurückgewiesen haben. Die Episode hätte den Frieden ihrer Ehe nicht stören, den Unfrieden nicht vermehren müssen. Sie ist aber keine Dame, die kleine Nagy. Sie ist und bleibt ein oberflächlich zurechtgestutztes Landkind, das sich nicht scheut, tieferen Einblick in ein schmutziges und frivoles Verhältnis zu nehmen, ein Verhältnis, das ihr nicht so verwunderlich vorkommt, weil sie von Kindheit an von Ähnlichem sprechen gehört. Die Alltäglichkeit hat derartigen Dingen alle Pikanterie genommen.

„Geh', Milan, ich werde mit der Ilka allein sprechen!"

„Aber, liebstes Herz, was fällt Dir ein? Ich

werde mit der Person," ein Kopfnicken nach seiner Geliebten, die trotzig dasteht, „rasch fertig werden!"

„Nein, ich will mit ihr reden," erwidert seine Braut bestimmt. Ihr Argwohn ist rege geworden. „Geh' zum Papa, Milan, bitte, geh!"

Was kann er thun? Im Vorbeigehen flüstert er Ilka ein Wort zu. Ein Kosename ist es bestimmt nicht.

Eine lange Weile sitzt er allein im Salon drinnen. Nebenan ist Herr Hecht bei Nagy zu Besuch. Der alte Schweinehändler feilscht seit drei Stunden um die Wechsel seines Schwiegersohnes. Der hartgesottene Sünder aus Gutta läßt aber keinen Kreuzer nach. Wozu? Er weiß es genau, daß Nagy die Wechsel einlösen muß, ob dies nach und nach oder auf einmal geschieht, ist ihm egal. Das Kapital braucht er nicht und gute Zinsen trägt es auch.

Milan ist furchtbar nervös. Was wird die elende Kreatur nicht alles schwatzen?

Eine ordentliche Auseinandersetzung wird es jedenfalls mit der Katica und nachher mit der Alten geben. Du guter Gott! Man expediert die Ilka mit Eclat aus dem Hause und lebt bis zur Hoch-

zeit wie der biblische Josef — das ist die Satisfaktion.

Bis zur Hochzeit! Herr Gott, ist das eine langwierige Geschichte mit der Hochzeit! Ist schon jetzt genug öd und fad die Bräutigamschaft und dauert noch einen ganzen Monat! Ja — ja! Es ist keinesfalls ein tolles Vergnügen, das Heiraten! Und wäre kein drohender Hecht hinter ihm — —!

Während Milan noch nachsinnt — alle pro und contra erwägt, öffnet sich die Thür, und seine Braut kommt herein. Sie tritt sehr gemessen, sehr ruhig auf ihn zu und reicht ihm den Verlobungsring auf der flachen Hand hin.

„Mein Herr,“ sagt sie mit zitternder Stimme, „mein Herr, ich gebe Ihnen hiermit Ihr Wort zurück und löse unsere Verlobung auf!“

Sie hat jüngst einen sentimentalen französischen Roman gelesen und fühlt sich ganz in der Rolle der gebrochenen Heldin.

Milan hat aber keinerlei Romane gelesen und weiß auf sein Stichwort nicht im Sinne der rührseligen Geschichte zu antworten.

„Zum Teufel, Katica, bist Du verrückt?“ ruft er ehrlich entrüstet, „Du wirst mir doch wegen

dieses blöden Dings da nicht den Laufpaß geben wollen?"

„Sie machten sie elend, verhöhnen Sie sie wenigstens nicht!" antwortet die Kleine, noch immer würdevoll.

„Aber Katica, Katica, besinne Dich doch! Was geht Dich Vergangenes an? Man schickt doch seinen Bräutigam nicht weg, weil man sich hat die Ohren vollblasen lassen von einem frechen Geschöpf, das ich durchprügeln und dann hinausjagen werde?"

„So! Du wirst sie durchprügeln und hinausjagen!" Katica ist aus der Rolle gefallen. Die Worte sprudeln ihr zornig von den Lippen, sie hat die Hände in die Hüften gestemmt und im Augenblick alle Kultur abgestreift. Sie ist nichts mehr als ein keifendes, wütendes Weib aus dem Volke.

„Ja, warum denn? Weil sie mir gesagt hat, wie schlecht und falsch Du bist? Daß nicht nur sie Deine Geliebte ist, nein, daß Du auch noch in Gutta eine hast! Mich hättest Du genommen, weil Du Schulden hast und mein Papa sie bezahlen soll! Na — ja — das fiele mir gerade ein!"

„Aber, Katica, wie kannst Du solch' einem Weib nachschwätzen?"

Fräulein Nagy schöpft frischen Atem.

„Schwätzen? Wer die Wahrheit spricht, schwätzt? Du hast mich beschwatzt! Du hast mir eingeredet, daß Du Dich auf dem Ball in mich verliebt und mit allen Deinen Freunden verzankt hast. Waren sie etwa nicht alle bei Dir später noch zu Gast, mitsamt der sauberen Frau Baronin? Du bist ein ganz gewöhnlicher Mensch!"

„Katica!" ruft Milan drohend und warnend.

„Da heraus kommen, und einem dummen Mädel den Kopf verdrehen" — jetzt erscheinen Nagy und Hecht mit bestürzten Gesichtern auf der Thürschwelle, und Katica vollendet trotz der Zeugen — „Mama und Papa umschmeicheln — das triffst Du! Essen und trinken und sich schön warm bei uns setzen, das möchte Dir passen? Wie? Warum antwortest Du nichts? Was? Du kannst nicht widersprechen! Bist ein netter Kerl!"

Da tritt Milan hart auf sie zu:

„Fräulein Nagy, ich glaubte, daß Sie Sich die gebührende Ehre daraus machen würden, Frau von Koruga zu werden. Nun sehe ich selbst, daß Sie leider nicht die genügende Bildung haben, diese Stellung auszufüllen. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir die Freiheit wiedergaben. Ich empfehle mich Ihnen!

Im Hinausgehen hört er noch Salomons ängstliche Stimme:

„Ich gebe Ihnen seine Wechsel mit 20% Nachlaß!“

Laut lachend steigt er die Treppe hinab, im Herzen irgend ein unverantwortlich leichtes, sonniges Gefühl des Befreitseins von drückenden Fesseln.

So geht er aus dem Haus hinaus in den Stallhof hinüber und befiehlt dem Pista einzuspannen. Während er auf den Wagen wartet und dem Kutscher zusieht, hört er eilige Schritte hinter sich.

„Eine reuige Magdalena!“ schießt es ihm erschreckt durch den Sinn. Als er sich umwendet, ist es Hecht mit einem wehmütig-zornigen Gesichtsausdruck, der Milan erheitert.

„Aber, Herr Baron, was ist Ihnen eingefallen? Wie läuft man von seiner Braut fort?“

„Wie? Sie haben es ja gesehen, Herr Hecht! Oh, wenn Sie von Estherchen so fortgelaufen wären!“

„Spaßen Sie nicht, Herr Baron! Mir ist ganz ernst zu Mut!“

„Ihnen?“

„Wem sonst? Was meinen Sie, wie soll ich jetzt zu meinem Geld kommen?“

„Hm, — das weiß ich im Moment selbst nicht!“

„Scherzen Sie nicht!“ ruft der Geldmann zornig, „oder Sie sollen sehen, was ich kann! Gehen Sie sofort hinein und nehmen Sie Ihre Worte zurück!“

„Aber, was fällt Ihnen ein, Hechtchen“ — erwidert Milan gut gelaunt — „ich — ich bin eselsfroh, daß sie draußen sind, — die Worte nämlich!“

„Ich werde Ihnen etwas sagen! Vor drei Monaten war ein Wechsel fällig auf 11500, vor sechs Wochen einer auf 7300 fl. und in vierzehn Tagen sollen Sie 9900 fl. — in drei Monaten — —“

„Und so weiter in infinitum,“ lacht Milan.

„Lachen Sie nicht! Im ganzen sind das 44750 fl. Das hätte da oben der Alte ganz glatt bezahlt und Ihre andern Schulden bei Hinz und Kunz auch. Gehen Sie noch immer nicht?“

„Es fällt mir gar nicht ein!“

„Dann hören Sie, mein geliebter Herr Baron! Ich klage die Wechsel ein, und ehe die Sonne zehnmal untergeht, licitiert man bei Ihnen! Wissen Sie aber auch, wer Ihre Puszta kaufen wird? — — — Ich!“

„Ach, das geht nicht so schnell!“ sagt Milan nachlässig und zündet sich eine Zigarette an.

„Und ob es schnell geht? In zehnmal vierundzwanzig Stunden sind Sie — nichts, und ich bin der Grundherr von Ljubin, ich, so wie ich hier steh', der Salomon Hecht! Nun, gehen Sie noch immer nicht hinauf? Es kostet Sie nur ein gutes Wort!“

„Das ist mir zu teuer. Regen Sie Sich nicht auf, wir werden uns schon einigen. — Sehen Sie, da ist mein Pista fertig. Leben Sie wohl, liebster Herr Salomon, grüßen Sie die schöne Esther!“

„Herr Baron, ich schwöre Ihnen . . . . .“

Aber Milan winkt mit der Hand ab und schwingt sich auf den Kutschbock.

Die Peitsche schwirrt, die Jucker greifen aus und Herr Milan fährt stolz aus dem Kastell heraus, in dem er beinahe heimatsberechtigt geworden wäre.

Seine scharfen, durch keinerlei nächtliches Studium geschwächten Augen erspähen auf einer Bank inmitten der Pappelallee eine Frauengestalt mit einem Kind, die bei seinem Nahen aufspringt und davoneilt, um einen Seitenpfad zu erreichen.

Er treibt die Pferde an und erreicht sie knapp an dem Seitenweg.

„Ilka!“ ruft er frohgemut, „Ilka, setz' Dich auf. So lauf' doch nicht, dumme Urschel!“

Er wartet, bis sie es sich neben ihm bequem gemacht, ja, er zieht die Peluchedecke von seinen Knieen und reicht sie ihr hin: „für den Buben, es ist ihm kalt beim Fahren!“

Ilka schaut ihn scheu an und versteht ihn nicht.

„Es bleibt halt beim Alten, Iluska! Bist doch ein Teufelsweib!“ erklärt ihr Milan.

Als sie die Bäume hinter sich lassen, nickt er noch einmal vergnügt vor sich hin. „Man“ hat ihm einmal da oben im Turmstübchen das Fernrohr gezeigt, mit dem „man“ von oben die Straße bis nach Gutta hinabspähte, um ihn fahren zu sehen. Er hätte sofort alle seine Schulden gegen ein Butterbrot gewettet, daß „man“ eben beim Objektiv stehe. Es thut ihm beinahe leid, daß er so bald nach Cjubin abbiegen muß. In Gutta mag er sich aber in dieser Begleitung nicht zeigen. —

VI.

„Es bleibt halt beim Alten!" sagte Milan zu Ilka und kennzeichnete damit am treffendsten seinen Standpunkt. Er ist vorzüglicher Laune seither. Gewiß! Es wäre ihm ohne den peinlichen Zwischenfall nie in den Sinn gekommen, seine Verlobung zu lösen. Wie unangenehm ihm die Sache gewesen, merkt er erst jetzt, da er wiederum frei ist.

„Ich tauge nicht für die Ehe!" denkt er still für sich und ist bereit, mit doppelter Genußfreudigkeit sein liebes, ungebundenes Junggesellenleben weiter zu führen. Einiges Nachdenken kostet ihn Salomon Hecht. Er fühlt, daß da irgend etwas gethan werden muß. Läßt er es dazu kommen, daß Hecht, der Hauptgläubiger, beginnt, so fallen die andern, Kleinen, über ihn her, wie ein Rudel Wölfe. Er muß erst Ordnung mit dem Kerl machen, dann — ja dann wird und muß sich ein Weg finden, der zurückführt in sein altes Leben, eine

Brücke, welche ihn über die Kluft leitet, die er selbst zwischen sich und seinen Freunden aufgerissen. — Ein leiser Wonneschauer rinnt durch seine Adern, wenn er an die Möglichkeit einer Versöhnung mit Helene denkt. — Zuerst aber der Hecht . . ! Irgendwann und irgendwo hörte er das Wort: „ausgleichen".

Den Begriff „Ausgleich" hat er sich so zurechtgelegt, daß jemand, der viel Schulden hat, wenig bezahlen will. Da beides auch bei dem jungen Grundherrn zutrifft — so wird er sich eben ausgleichen.

Ehe er noch einen festen Entschluß faßt, wird ihm eine Klage des Salomon Hecht puncto 18800 fl. und die Gerichtskosten zugestellt. Jetzt heißt es unverzüglich handeln.

Herr Milan setzt sich auf seinen leichten Wagen und fährt nach Gutta.

Die rostige Glocke in Hechts Laden giebt denselben abscheulichen Klang, Frau Esther hockt wieder hinter dem Verkaufspult und wirft dem jungen Mann einen verliebten Blick zu, wie vor Monaten.

Nur ist der kleine, rothaarige Geschäftsmann ein gut' Teil mürrischer.

Als Milan die Thür hinter sich schließt, um

mit ihm allein im Comptoir zu bleiben, ist Hecht gar nicht wohl zu Mute.

Er hat in demselben Lokal einst von einem Kavalier eine ordentliche Tracht Prügel bekommen. — Milan denkt an keine rabiaten Mittel. Er ist findig genug, zu wissen, daß nur kühle Ruhe ihm zum Siege verhelfen kann.

„Aber Hecht,“ beginnt er mit einem schmerzlich-erstaunten Tone, „aber Hecht, was machen Sie denn für Streiche? Habe ich das verdient?“

Der Kleine reibt sich verlegen die Hände.

„Herr Baron, es thut mir leid — ich — ich brauche mein Geld. Sie können nicht zahlen, wollen nicht heiraten . . . . .! Herr Baron leben in Herrlichkeit und Freuden und wissen nicht, wie schwer es armen Menschen wird, zu existieren. Herr Baron sind gewiß auch heute wieder da, um sich zu unterhalten.“

Milan lacht aus voller Kehle:

„Das nennt der Mensch unterhalten! Nein, lieber Salomon! Eine Verhandlung mit Ihnen ist sicherlich keine Unterhaltung.“

„Ich meine ja nicht, daß Sie Sich mit mir unterhalten wollen,“ repliciert Hecht etwas beleidigt, — „ich bin auch bei Gott nicht gut genug gelaunt

dazu. Ich hab' nicht das — Gemüt dazu, im Ballkomitee zu sein, wenn ich andere Sorgen habe."

„Aber was für ein Ballkomitee? Hechtchen, phantasieren Sie?"

„Lassen Sie nur, Herr Baron -- Sie brauchen mich nicht zum Narren zu halten! Wenn in Gutta Ball ist, werden der Herr Baron nicht dabei sein!!"

„Was für ein Ball?" fragt Milan auffahrend.

„Herr Baron werden doch wissen, daß morgen Ball ist und heute Komiteesitzung," sagt Hecht erstaunt. „Sind doch immer im Komitee!"

„Ich weiß von nichts!" murmelt Milan fassungslos.

„Aber — die Herren Officiere haben ja einen großartigen Ball ganz im Geheimen arrangiert und die Damen aus Spaß erst in der letzten Minute eingeladen! Herr Baron wissen von nichts??"

Milan antwortet nicht. Das trifft ihn härter als die ganze Affäre mit dem Hecht. Man hat ihn ignoriert, übersehen — ausgestoßen! Er ist nicht nur nicht im Komitee, nicht einmal eine Einladung bekam er! — Er ist ausgeschlossen. — Die Kluft ist weiter geworden — unüberbrückbar!

„Herr Baron wollten mir etwas sagen? — Ich bin sehr beschäftigt!“

Ein zorniger Blick aus Ljubins Augen trifft den kleinen Mann.

Wie der heute mit ihm spricht! Aber Milan hat seine Aufregung, seine zornige Stimmung bald überwunden.

„Ruhig Blut,“ denkt er und hat den glühenden Wunsch, mit dem da eine friedliche Lösung zu finden — um seinen Beleidigern nicht den Triumph zu gönnen, daß er zu Grunde gegangen.

„Aber Hecht! Wie können Sie mich einklagen — gar pfänden lassen?“ fragt er mild. —

„Herr Baron brauchen nur zu zahlen, dann wird es eben nichts mit der Pfändung!“ Hecht wird zuversichtlicher, da er die Sanftmut Ljubins merkt. —

„Sie haben gut reden! Wo soll ich denn auf einmal die ganze Summe hernehmen? Ruinieren werden Sie mich doch nicht wollen?“

„Nein, ich will Sie nicht ruinieren, und ich will mich nicht ruinieren!“

„Kurz, Hecht, ich werde mich mit Ihnen —

ausgleichen!“ Der Trumpf ist ausgespielt. Gegen alle Erwartung bleibt jeder Effekt aus.

„Ausgleichen?“ fragt Salomon und betont jede Silbe, „ausgleichen? Warum soll ich mich ausgleichen, da doch alles sicher ist? Die Puszta ist gut 45000 Gulden wert.“

„Was — 45000 Gulden!“ ruft Milan entrüstet und unvorsichtig. „Das Fünffache nicht?“

„Ohne Ihre übrigen Schulden, Herr Baron, ja!“

„Was gehen Sie meine Schulden an?“

„Mich geht nur das an, was ich bei Ihnen habe. Das andere werden schon die andern besorgen!“ sagt Hecht giftig.

„Also wollen Sie Sich ausgleichen? Eine gerichtliche Visitierung Ihrer Geschäftchen wird Ihnen auch nicht angenehm sein!“

„O, ich bitte ergebenst, ich führe meine Geschäfte ganz gesetzmäßig. Sie können ruhig sein, Herr Baron. — Aber, ich bin nicht ungefällig! Viel kann ich allerdings nicht thun!“

„Nachlassen müssen Sie mir jedenfalls!“

Hecht sträubt sich gewaltig und berechnet trotzdem im Stillen, wieviel Scherereien und Plackereien ihm die Licitation verursachen, wieviel an Renommee er durch den Ankauf von Ljubin einbüßen würde,

und entschließt sich endlich, Milan 7000 fl. nachzulassen.

Er verliert kein Kapital bei dieser Berechnung und auch keine „Prozente“. Gott weiß, wie es kam, Milan hat für 7000 Gulden mehr Wechsel bei Hecht, als er je Geld bekommen hat.

Ljubin versucht noch eine Weile zu „drücken“. Da er endlich glaubt, seine Gewissenspflicht als „Geschäftsmann“ gethan zu haben, sagt er aufstehend, sehr würdevoll, sehr ernsthaft:

„Es bleibt also bei 38000 Gulden im Ganzen, mein lieber Hecht. Unser Ausgleich ist perfekt!“

„Dem Herrn Baron zuliebe! Ich verliere eben mein bares Geld; es thäte mir aber zu leid um den schönen eleganten Kavalier. Na — jedenfalls — ist es jammerschade um die Nagy. — Ich glaube, wenn Herr Baron da hinaus fahren würden — — !“

„Ach, machen Sie nicht den Zwischenhändler. Wissen Sie, wenn man sich derartiges gesagt hat -- dann ist es aus!“

„Herr Baron, Fräulein Nagy ist in Sie sehr verliebt!“

„Die Sache war eben nicht gegenseitig. Küm-

mern Sie Sich um Ihr Estherchen, Hecht! — Also wir sind einig!"

„Und wie ist's mit der Zahlung?"

„Geben Sie so einen Wisch her, ich schreibe Ihnen „einen unter" auf 38000 fl. sechs Monate, das Weitere wird sich schon finden!"

Salomon Hecht ist eine Sekunde lang starr. Der Mund bleibt ihm wie im Krampf geschlossen. Dann fährt er auf:

„Sie scherzen wohl mit mir?"

„Ich? Nein — aber gar nicht!"

Milan ist ganz harmlos.

„Dann — das ist ja eine kolossale —" er hat das Wort „Frechheit" auf der Zunge, vollendet aber — „Dummheit!"

„Herr Hecht, wie können Sie Sich unterstehen . . . ?"

Der kleine Salomon ist mutig geworden.

„Wie können Sie Sich unterstehen, aus mir einen Trottel machen zu wollen? Wenn man sich ausgleichen geht, so muß man bar Geld im Sack haben, und wenn man die Haare auf dem Kopfe schuldig ist — so heiratet man ein reiches Mädchen und wenn sie gerade einen Buckel hätt'! — Na —

warten Sie nur — ich treibe Ihnen noch Ihren Übermut aus — bis auf den letzten Tropfen!" —

Sprach's und entschlüpft durch die Thüre ins Nebenzimmer.

Ehe sich Milan recht besinnt, ist drinnen ein schwerer Riegel vorgeschoben worden.

Hecht ist gewitzigt und weiß, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen ist. —

Milan schüttelt die Faust gegen die Thür in maßloser, ohnmächtiger Wut. —

„Elende Kreatur, Blutsauger," brüllt er, — „Dich kriege ich noch!"

Hinter der festen Eichenthür lacht Hecht höhnisch, mißtönig. —

„Viel eher kriege ich Ljubin als Sie mich!"

Ohne Esther zu bemerken, stürzt Milan aus dem Laden und jagt die Pferde zurück, nach Hause.

Mit brennendem Kopf sitzt er in seinem Zimmer vor dem Schreibtisch und sinnt und grübelt einem Mittel nach, um sich aus der Schlinge zu ziehen. Er erwägt seine geringen Aussichten. Er hat niemanden, gar niemanden, der seine Verhältnisse ordnen würde. Nach langer, mühsamer Rechnung kommt Koruga auch darauf, daß er sozusagen eigentlich gar

kein Vermögen mehr besitzt. Wenn man ein Gut verkaufen will und es ruchbar wird, daß man's schleunig verkaufen muß — bekommt man dafür kaum die Hälfte des thatsächlichen Wertes. — Ob man licitiert — ob er aus freier Hand verkauft — er wird seiner Schulden ledig, aber ein Bettler sein. Denn was ihm bliebe, reichte nach seiner Ansicht gerade für eine Pfeife Tabak. Was dann? — Aber das ist unabänderlich. Milan Koruga bereut niemals eine seiner Thaten. So war es ihm angenehm, so bereitete es ihm Genuß — ergo war es wohlgethan. —

Was ihn entrüstet bis in die letzte Fiber seines Herzens, ist die Anmaßung dieses Hecht, Grundherr in Ljubin werden zu wollen. Wie, ein Hecht sollte hier hausen, wo die Ljubins seit den Türkenzeiten erbgesessen sind? —

Nie vor dieser trüben Stunde hat es Milan so innig tief verspürt, wie sehr es ihm an dem Fortbestand seines Geschlechtes liege, wie sehr er mit den stolzen Traditionen seines Hauses verwachsen ist. Nie vorher straffte ein so unbeugsamer Trotz seine Sehnen — nur Abwehr gegen den Angreifer geheiligter Überlieferungen. — Er hat sich nie so sehr als Feudaler gefühlt als eben jetzt, da die

Rechte der Herren von Ljubin im Zusammenstürzen sind. —

Er ist bereit, alles mit einem Gaunerstreich zu retten, da es anders nicht ging. Er stand auf festem Grund, und man stieß ihn in den Sumpf. Nun gut! — Also wird er dafür sorgen, daß er möglichst viel Schlamm um sich verspritze. Es fällt ihm nicht ein, daß jemand dieses Vorgehen als innobel bezeichnen könnte. Er ist in seinem Empfinden kein Geschäftsmann, er kennt nicht die Begriffe einer Geschäftsehre — er ist Kavalier. Und wann hätte es sich ein Kavalier nicht als Verdienst angerechnet, einem Wucherer — dem Erbfeind — einen dicken Strich durch die Rechnung zu machen?

Ah — könnte er die Puszta mitnehmen — so ginge er dorthin, von wo es keine Wiederkehr giebt. —

Aber — abfahren und dem frechen Lumpen aus Gutta Thür und Thore öffnen zum Einzug — . . . ! Nein! Und müßte er ihn umbringen — über die Schwelle seines Vaterhauses läßt er ihn nicht.

Er denkt auch an Katica in heißem Zorn. Immerhin ist sie es, die das Thürchen seiner Mausefalle schloß. Sie hat ihn seinen Freunden entfremdet, ihn lächerlich und verachtet gemacht

und dann sich bei ihm unmöglich. Er hatte ihr das Opfer seiner gesellschaftlichen Stellung gebracht, und sie ist nicht das liebe, gute Mädchen, für die er sie gehalten — an ihre Hände konnte er sich nicht klammern, um aus dem Sumpf emporzukriechen. —

Er zermartert sich das Hirn nach einem Mittel, einen Faustschlag gegen seine Feinde zu führen.

Ist denn niemand auf der weiten Gotteswelt, der sich um ihn kümmern wollte?

Niemand! Sie haben ihn alle verlassen, — die Freunde in Gutta — sogar der Gauner Hecht ist gegen ihn.

Milan hat den Kopf in die Handflächen gestützt — den armen Kopf, der zum ersten Male ernste Sorgen hat.

Plötzlich schiebt sich etwas an seine Kniee. Wie er hinsieht, ist es sein kleiner Bub, der aus irgend einem Spielwinkel hervorgekrochen ist.

„Was willst Du, Angjelko?“ fragt Milan und lächelt den Kleinen ermutigend an.

„Hopa — Papa!“ lallt der Junge und schlägt mit seinen dicken Patschhändchen Milan auf die Kniee.

„Hopa — Papa!“ wiederholt der Kleine ungeduldig.

Milan nimmt ihn auf den Schoß.

Angjelko drückt das Köpfchen an seine Brust und hält, glücklich und zufrieden über den erfüllten Wunsch, still. —

Milan küßt ihn leise und streichelt ihn.

Urplötzlich durchblitzt den Mann die Eingebung: da — da, in seinen Armen hält er den künftigen, wahren Grundherrn von Ljubin. Das ist sein Fleisch und Blut, sein Sohn!

Er hatte nie an das Kind gedacht, nie daran, daß jemand außer ihm nach den Gesetzen der Natur den Namen der Korugas trage, daß doch auch in den Adern dieses Jungen ihr Blut rolle!

Zum ersten Male im ganzen Leben ist er dem Schicksale dankbar, das ihm einen Sohn gegeben — einen Sohn, dessen er bisher vergessen. Er ist geneigt, dem Kleinen jetzt das große Unrecht abzubitten, das er ihm bisher angethan, als er ihm zwei Jahre lang fremd blieb. —

Ja, das Kind, sein Kind, sein liebes Kind, soll Ljubin erben, und niemand anderer soll hier be-

fehlen dürfen auf dem Väterboden, als nur wieder ein Koruga.

Wenn er hinübergeht, seine Puszta soll in guten Händen bleiben. — Nein, kein Salomon Hecht soll sie haben!

Bis in die sinkende Nacht ersinnt und verwirft er vielerlei Pläne. Dann hat er sich für einen entschlossen — der es ihm gestattet, dieses reizlose, elende Dasein hinzuwerfen und dem Hecht doch alle Wege zu versperren. —

— — — — — — — — — — — — — —

Zeitlich in der Früh' fährt er nach Visnovci. Dort wohnt sein guter Freund, der Advokat Urbics. Doktor Urbics ist ein grundgescheiter Mensch, der auf präcise Fragen bündige Antworten giebt.

Aus seinem Freund Koruga aber kann er nicht klug werden. Er — der Milan — ist so nervös — so fahrig und stellt so fernabliegende Fragen dabei: ob man ein illegitimes Kind legitimieren dürfe? Ob ein minderjähriger Sohn aus der Verlassenschaft seines Vaters dessen Wechsel einlösen müsse? Wie man einen Sohn legitimiert? Ob ein grundbücherlich übertragener Besitz angegriffen werden könne? —

Nein, man wird nicht klug aus einem Menschen,

der so viele Themen auf einmal wählt, als wolle er sich stundenlang unterhalten, und dann plötzlich aufspringt und zur Thür läuft, dort umkehrt, nochmals zurückkommt, einem die Hand drückt und so eigentümlich „Lebe wohl“ sagt . . . . . .

Dr. Urbics hält nun aber Ljubins Hand fest.

„Halt!“ sagt er — „jetzt heißt's Rede stehen! Was ist's denn mit Dir? Bist Du närrisch? Du kommst, fragst tausend Sachen und rennst, ohne eine Antwort abzuwarten, fort . . . . . .“

„Entschuldige, lieber Bruder, ich — ich — bin so — etwas erregt heute — —; es ist weiter nichts,“ antwortet Milan ausweichend und sucht, sich los zu machen.

„Nein — nein — Du bleibst hier! Ich will zuerst Deine Beichte hören!“

„Aber ich versichere Dir, Doktor . . . . . .“

„Nichts da!“ — Urbics zwingt den Ungeduldigen in den grünsammtenen Klientenfauteuil neben sich — „Nichts da! Du gehst nicht von hier, ohne mir alles gesagt zu haben.“

Milan rückt herum, beißt seinen Schnurrbart, schaut in alle Ecken und Winkel und möchte — um alles in der Welt fort von hier. —

„Ich beginne das Verhör, Koruga. Deine Generalien sind mir bekannt, also gehe ich gleich auf das Faktum über.“

„Wenn ich Dir aber versichere . . . . .“ will Milan unterbrechen.

Dr. Urbics fährt unbeirrt fort: „Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich vermute, daß Dein ganzes eigentümliches Gehaben mit der Aufhebung Deiner Verlobung zusammenhängt. Ist es so?“

„— — Ja!“ antwortet Ljubin zögernd. —

„Nun, siehst Du! Deine Gläubiger setzen Dir, seit sie Kenntnis davon haben, hart zu — nicht wahr?“

„Ja!“ —

„Du fürchtest nun einen Zusammenbruch, ein Ende mit Schrecken und wünschest, Deinem Kleinen einen Teil Deines Vermögens zu retten . . . !“

„— — Ja!“

„Weiter! Du wünschest, Deinem Sohn Deinen Namen zu geben?“

„Ja!“

„Als Advokat werde ich Dir später die Formalitäten auseinandersetzen — vorerst aber habe ich

als Freund darüber mehreres zu sagen. Erstens: Was ist die Ursache dieses plötzlichen Entschlusses?"

„Lieber Doktor — ich habe Eile — — !"

„So — so! Nun, da Du mir Dein Vertrauen nicht freiwillig schenkst, so werde ich Dir zeigen, daß ich auch ohne Dein Geständnis Deine Absichten erkenne!" Er faßt Milan am Arme und spricht eindringlich: „Du hast Selbstmordgedanken lieber Koruga!"

Milan blickt empor und sucht aufzuspringen.

„Ruhig, mein Lieber!" setzt der Advokat fort. „Ich spreche jetzt wieder als Jurist mit Dir, nicht als Freund. Als Freund müßte ich ein großes Lamento anstimmen, Dir's auszureden trachten, vielleicht müßte ich auch Thränen vergießen. Als Advokat bin ich aber zuviel Menschenkenner, um nicht einzusehen, daß das alles bei Deinem hartnäckigen Charakter nichts nützen würde. Ich begnüge mich nur, Dir Folgendes zu Gemüte zu führen: Wenn Du Dich heute oder morgen erschießest — diese Todesart dürftest Du ja gewählt haben — wird das sehr wenig Wirkung haben. Etliche Leute, darunter auch ich, werden sagen: „Es ist schade um ihn!" — Einige von diesen „Etlichen" werden sogar Deinem Sarge folgen und ein Teil der

„Einigen“ wird sich mit Kränzen einfinden. Ich meinerseits verspreche Dir einen sehr schönen mit jeder beliebigen, von Dir etwa gewünschten Widmung. — Du wirst begraben werden. — Dann kommen Deine diversen Herren Manichäer und melden gelegentlich der Verlassenschaftsabhandlung ihre Forderungen an. Über Dein Erbe wird der Konkurs verhängt, Puszta Cjubin wird verkauft, der Erlös auf den Massenverwalter, dann die Herren Salomon Hecht in Gutta, Ignaz Kohn in Essegg, Clayton & Shuttleworth in Wien — und so weiter — und so weiter aufgeteilt. — Für Ilka und den Kleinen bleibt nicht so viel.“ Doktor Urbics stippt mit dem Finger. — „Gefällt Dir diese Perspektive?“

Milan schweigt.

„Nun — der andere Fall! — Ich habe Verbindungen mit der Hypothekenbank in Agram. Nach meiner Schätzung ist Cjubin unter Brüdern seine zweimal hundert tausend Gulden wert.“

„Mehr!“ —

„Meinetwegen mehr, sagen wir aber bloß zweimal hundert Tausend. — Grundbuchschulden hast Du meines Wissens keine. — Das Einkommen von Deiner Puszta läßt sich bei guter Wirtschaft und

etwas Glück auf zehntausend Gulden erhalten. — Gut! Ich verschaffe Dir eine billige Hypothek zu fünf Prozent in der Höhe von hundert tausend Gulden. Du zahlst Deine Gläubiger aus, instruierst Deine Ökonomie ein wenig besser — und — sparst! Arbeitest! Bist solid! Lebst von zweitausend Gulden jährlich! Wird irgend einmal eine Bahn Essegg-Visnovci-Gutta-Barcs gebaut, von der man ja schon munkelt, dann kannst Du im Wald eine kleine Säge bauen, kannst Deine Fechsung besser an den Mann bringen, Milch nach Essegg liefern oder dergleichen — und wirst nach und nach, vielleicht in zehn, vielleicht in zwanzig Jahren wieder der reiche, schuldenfreie, angesehene Herr Milan Koruga de Ljubin sein. — Nun??"

Milan lächelt schmerzlich. „Lieber Doktor," sagt er, „ich habe zu Hause zwei Füchse im Stall, den „Jancsi" und den „Elemer". — Voriges Jahr hab' ich sie beide geritten und zu Grunde gerichtet. Der „Elemer" ackert jetzt, so gut er kann, Schritt vor Schritt, frißt viel und erholt sich langsam. Der „Jancsi" zerbricht, so herabgekommen und mager er ist, die Wagen, wenn man ihn einspannt, rennt sich zu Tod, wenn man ihn reitet, und wird nächstens zu Grunde gehen. Ich weiß,

die meisten wären in meiner Lage wie der „Elemer". — Ich kann nichts dafür — ich bin nun einmal der „Jancsi". —

„Ah — lari-fari! Ich hab' Dich mein Lebelang für einen vernünftigen Menschen gehalten und sehe erst jetzt, wie schwer meine Täuschung war. Du bist eine ganz gewöhnliche Dutzendnatur, mein lieber Freund! — Weil Du Dich mit der Guttaer Gesellschaft etwas überworfen hast, augenblicklich nicht bei Kasse bist und den energischen Mann zeigen sollst, greifst Du zum Revolver! Das trifft jeder Commis voyageur, mein Bester, seinen Pflichten ins Jenseits durchgehen! Ob das Jenseits hinter dem atlantischen Wassertümpel oder hinter der Sternenwelt liegt, ist ja egal. Bist Du des Teufels? Weil Manich, Ilmreich und die anderen Dir wegen der Affäre Nagy ausweichen werden, willst Du Deinem Sohn, Deinen Gläubigern und schließlich auch — — Ilka einfach davonlaufen? Das ist nicht ehrlich, mein Freund!"

Milan senkt beschämt den Kopf. „Wenn ich nun aber nicht anders kann!"

„Ach — sprich doch nicht offenkundige Unwahrheiten," ruft Urbics mit gefurchter Stirn. „Ich werde Dir das Gegenteil beweisen. Ich

telegraphiere sofort nach Agram wegen der Hypothek. Gerade Dein Zwist mit der Guttaer Garnison freut mich. Nun weiß ich, daß Du solid arbeiten wirst, denn in schlechte Gesellschaft gehst Du nicht und die gute hat Dich ausgeschlossen. — In vierzehn Tagen — ich nannte den spätesten Termin — hast Du hunderttausend Gulden in der Tasche und fängst ein neues Leben an. Damit basta! Du reichst mir nun noch die Hand, giebst mir Dein Ehrenwort, daß Du Dich wenigstens so lange nicht erschießest — und bist entlassen!"

Ljubin rührt sich nicht.

„Nun, Milan??" fragt der Advokat und streckt ihm die Hand entgegen. Er muß lange warten.

Dann blickt Ljubin plötzlich auf, öffnet seine Arme, drückt Urbics an sich und küßt ihn herzhaft.

„Telegraphiere also nach Agram!" sagt er und kehrt nach Hause zurück. —

VII.

Zwei Tage später fährt vor dem Ljubiner Kastell ein wackliger Landauer, mit zwei Fiakergäulen bespannt, vor, und drei Herren in dicken Pelzen entsteigen dem alten Kasten. —

Milan eilt überrascht hinaus. — Als er Dr. Urbics erkennt, weiß er auch, wer die zwei Fremden sind: die Agramer!

„Novotny, Vertreter der Landeshypothekenbank" — „Dr. Arnaut, desgleichen" — stellen sie sich vor, während sie Koruga weiterführt. —

„Ist das ein Hundewetter," grollt Herr Novotny, ein kleiner Glatzkopf, während Dr. Arnaut, der jüngere Herr, beim Ofen trampelt und mit den Armen herumschlägt, um sich zu erwärmen. „Da mußten wir nun, um einer leeren Formsache zu genügen, in dieser Jahreszeit auf die Puszta hinaus! Und es war ganz unnötig! Das, was wir wissen wollten, nämlich wieviel Ihr liegender

Besitz wert ist, haben wir durch einen Blick in das Grundbuch und Ihren Steuerbogen viel besser erfahren, als wir es durch persönlichen Augenschein um diese Jahreszeit feststellen können. Was sollen wir hier schätzen? Wieviel Kubikmeter Schnee auf Ihren Feldern liegt?"

Der Glatzkopf bringt seine Ausführungen so launig vor, daß alle ins Lachen kommen. —

„Dann haben Sie Sich also vergeblich herbemüht?" fragt Ljubin, während Ilka, die sich schnell in ihren Sonntagsstaat geworfen, Wein, Slivovic, Backwerk und Paprikaspeck aufträgt. —

„Wenn Ihr Slivovic gut ist, nicht!" meint Herr Novotny mit furchtbar ernster Miene. — Die Herren ergreifen ihre Gläschen und setzen sie mit einem „Zivio kuci gazda" („Es lebe der Hausherr") an die Lippen. —

Nun bemächtigt sich Dr. Arnaut des Wortes. „Die Sache zwischen uns ist klipp und klar, Herr von Koruga, Sie erhalten die hundert tausend Gulden ohne weiteres — zu unseren üblichen Bedingungen, die Ihnen bekannt sein dürften, natürlich gegen Vormerkung im Grundbuch. — Unsere Bank giebt Geld nur primo loco. Sie haben sich wohl gegen-

wärtig nicht auch an anderer Stelle um ein Darlehn beworben?"

„Nein!" —

„Wir brauchen nichts weiter als einen Kontraktabschluß vor einem öffentlichen königlichen Notar. Eine Minute nach Unterfertigung dieses Vertrages werden Sie im Besitze des Betrages sein."

„Ich soll also nach Essegg zum Notar mit Ihnen fahren?"

„Unnötig, Herr von Koruga. Wir haben's Ihnen bequemer gemacht: hier ist der Herr, der Ihnen die Summe auszahlen wird" — Dr. Arnaut deutet mit einer Verbeugung auf den Glatzkopf — „und ich — bin der königliche Notar und werde die Unterschriften legalisieren. Da auch Ihr Rechtsfreund anwesend ist, können wir gleich mit dem Vertragsentwurf beginnen. Sind Sie einverstanden?"

„Ich bitte!" sagt Ljubin und läutet. Ilka erscheint freundlich lächelnd. „Bring' Tinte, Federn und . . . ."

„Pardon," unterbricht der Notar — „ich bin versehen." Er öffnet eine Mappe und schlägt sein „Reise-, Haus-, Puſzten- und Wüstenbureau" auf, wie er es nennt. —

Nun geht es ans Schreiben. Die Sache läuft sehr glatt. Dr. Arnaut, der jahrein, jahraus die Verträge der Bank mit ihren Kommittenten schließt, braucht nur einen vorgedruckten „Schimmel" auszufüllen.

Nicht später, als eine knappe halbe Stunde nach ihrer Ankunft nehmen die Herren wieder Abschied: die Agramer mußten den Zug in Essegg erreichen, Dr. Urbics hatte eine Tagsatzung beim Guttaer Bezirksgerichte. —

Die beiden von der Bank sitzen schon im Wagen, Urbics hat Milan im Vorgarten aufgehalten und sagt leise, seine Hand drückend: „Nun, Milan?"

„Ich danke Dir, Freund!"

„Bist Du beruhigt?"

„— — — —"

„Ich weiß es, daß Du meinem Rate folgen und ein braver Mann werden wirst, Ljubin," spricht der junge Advokat. Ich hoffe, Dich überzeugt zu haben, daß Du Deinen Verpflichtungen am besten nachkommst — wenn Du leben bleibst. In diesem Moment ist Dein Haus gerettet."

„Herr Doktor!" rufen die Zwei aus dem Wagen — „kommen Sie doch in des Teufels Namen!"

„Noch einen Augenblick, meine Herren!“ antwortet Urbics und wendet sich an Milan: — „Leb' wohl, Kamerad und — Kopf hoch!“

Koruga geleitet seinen Freund zum Wagen und sagt, am Schlag stehend, leichthin: „Leb wohl — was an mir liegt, soll geschehen, um Verbrochenes zu sühnen!“

Der Fiaker ist schon im Fahren. Der Advokat kann nur noch durch ein drohendes Erheben des Fingers antworten. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Herr Milan von Koruga blickt aus dem Fenster seines Hauses dem davonrollenden Wagen nach, pfeift das Schlachtlied Nikola Subic Zrinjskis „U boj — u boj!“ und trommelt mit zehn Fingern dazu an die Fensterscheiben. — Als der Wagen in der Pappelallee verschwindet, macht er auf den Hacken kehrt und schaut sich tiefsinnig die zehn Päckchen blauer Banknoten an, die auf dem Tische liegen. Eine rote Papierschleife hat jedes — mit der Aufschrift:

„Hrv. zemaljska hypothekarna banka u Zagrebu.“

„Kroatische Landes-Hypothekenbank in Agram.“

„100 kom. po 100 for. a. v.

100 St. à 100 fl. ö. W.“

Zärtlich streicht er die Päckchen, eines nach dem anderen, als wären's Lockenköpfchen. Er lächelt. Er muß sich Herrn Salomon Hecht vorstellen und das freundliche Gesicht, das der Wackere machen würde, wenn er diese Kamellast Goldes in den Händen seines lieben Schuldners sähe. — Wie die habgierigen Finger sich krümmen und zucken würden nach diesen hübschen, blauen neuen Banknoten!

Er setzt sich an den Tisch, nimmt ein Bündelchen ums andere in die Hand und lacht vor unsäglicher Freude, daß Hecht dieses Geld nie sehen wird. Wo er's verbergen wird — das wird niemand wissen. Er wird nach Wien fahren und es anonym in der Anglobank deponieren. Wenn er nach Hause kommt, wird er dem Doktor Urbics einen geschlossenen Brief übergeben, den er — der Doktor — — erst an Angjelkos vierundzwanzigstem Geburtstag öffnen darf. Dieser Brief wird den Depôtschein enthalten und die Verfügung, daß das eingezahlte Kapital seinem Sohn auszufolgen sei. Der Bub' wird zuerst ein armer Teufel sein — denn der Ilka wird er nur einige tausend Gulden geben, damit sie bis dahin zu leben

habe — dann aber wird er plötzlich reich werden, sein Angjelko. Dann — bis er groß ist.

Wie wird der Angjelko sein — dann? Die Ilka wird ihn erziehen! Der junge Koruga wird also ein reicher Bauernbursch sein? Und Ljubin wird indessen einen anderen Besitzer haben? Den Hecht oder die Agramer Bank vielleicht? Man wird auch erfahren, daß er, Milan, Geld bekommen, es nicht verbraucht und seine Schulden nicht bezahlt habe. Wenn Angjelko sein Erbe antritt — so wird die Welt aufspüren — daß er der Sohn eines — wie sagte doch Urbics? — eines Betrügers ist! Er, Milan Ljubin, soll als Betrüger sterben? Das geht nicht.

Soll er den geraden, ehrlichen Weg gehen — bezahlen und arbeiten? Arbeiten — — kann er nicht. Es fällt ihm jeder Gulden ein — den er verlumpt — vergeudet. Alle diese Geldstücke soll er erwerben, ersparen? Daran ist kein Gedanke! Er würde auch den Rest seines Vermögens verbrauchen, und seinem armen Jungen bliebe nichts, um die Ljubins dereinst mit Glanz zu repräsentieren, wenn er versuchte, weiter zu leben. Er kann nicht bleiben! Der Zorn über die Beleidigung seiner Freunde, die Unlust, sich von ihnen zuschauen

zu lassen, wie er am Pfluge zieht, wie der „Elemer", drängen ihn aus dem Leben.

Nur rasch, ein Ende dieser Pein! — Es ist Raison abzutreten! Wo er sich auch hinwendet, überall hat er seine Rolle ausgespielt! Ihm bleibt nichts zu thun übrig, als der künftigen Generation die Wege zu ebnen! —

Er läßt einspannen und fährt nach Gutta. —

— — — — — — — — — — — — — —

Der Pfarrer von Gutta ist ein lustiger, alter Herr, dem nichts von Askese auf die Stirn geschrieben ist. Ein „dreifaches Doppelkinn" deutet auf einen ausgeglichenen, harmonischen Seelenzustand und eine, auch zur Fastenzeit nicht zu spärliche Ernährung.

Milan trinkt mit ihm in Freundschaft eine Flasche Wein leer und sagt dann ein wenig hastig:

„Nicht wahr, Hochwürden, der kleine Bub' meiner Wirtschafterin ist bei Ihnen getauft?"

Der Pfarrer lacht.

„Das können Sie eigentlich von Ihrer Wirtschafterin erfragen!"

„Nein! Wollen Sie so freundlich sein und im Kirchenbuch nachsehen, denn — ich — ich will, daß dieses Kind auf meinen Namen eingetragen wird."

„Ist das Ihr Ernst, Herr von Ljubin?" fragt der Pfarrer überrascht.

„Mein vollster Ernst, Hochwürden!"

Der wackere Seelsorger möchte den jungen Mann gerne aufmerksam machen, daß er im Begriff stehe, sich eine große Last aufzubürden. Er sagt es aber nicht . . . . Er ist denn doch zu viel Seelsorger und muß fromme Thaten fördern, wenn sie auch vom Standpunkte kalter Vernunft zu den sogenannten dummen Streichen gehören. —

Sie gehen beide in die Sakristei und finden im Kirchenbuch nach einigem Blättern: „Angjelko Milan Illés, unehelicher Sohn der Ilona Illés, geboren auf Puszta Ljubin am 13. April 1894."

„So, da machen Sie nun einen dicken Strich darüber, Hochwürden, und schreiben Sie: „Angjelko Milan Koruga de Ljubin" hin." —

Der Pfarrer lacht: „So einfach stellen Sie Sich das vor, Milan?"

„Nun? Geht es nicht? Meinem Kutscher, dem Czukor Pista, machten Sie's so — und mir nicht?"

„Ja, Herr Baron, wissen Sie: ob der kleine Lausbub Ihres Kutschers Czukor oder Pipirnicsevics oder Krammetsvogel heißt, ist schließlich aller Welt gleichgiltig, man macht den dicken Strich, von

dem Sie sprachen, und die Sache ist ohne viel Aufhebens, zwar nicht nach strengem Recht und Gesetz, aber — doch — geschehen. Aber einen Herrn von Ljubin, Erben einer Herrschaft, eines Wappens und vielleicht auch etlicher Sparkassenbücher kann man auf so ländliche Weise nicht in die Welt setzen," sagt der Pfarrer freundlich.

„Was ist also dazu nötig? Ich sprach mit Dr. Urbics darüber und habe es wieder vergessen!"

Der Pfarrer legt Milan eine seiner fetten, runden Hände auf die Schulter: „Nötig ist's wohl vor allem, daß Sie Sich die Sache gründlich überlegen, Milan. Sehen Sie, Ihre Absicht ist ja sehr lobenswert — wirklich aller Ehren wert — aber trotzdem — wenn Sie einmal heiraten und Kinder bekämen und neben diesen Kindern wüchse der kleine Bauernbub auf — —". Er hat sich doch nicht zurückhalten können, der brave Pfarrer.

Milan ist rot geworden. Er kann Anspielungen auf eine Heirat nicht recht vertragen.

„Hochwürden, ich habe es mir überlegt, ganz gründlich. Es ist mein unabänderlicher Entschluß, meinen Sohn Angjelko zu legitimieren!"

Der Pfarrer zuckt die Achseln und macht ein

Gesicht, das deutlicher als Worte sagt, daß er seine Hände in Unschuld wasche.

Darauf schickt er um den Notar und ruft seinen Kutscher und den Meßner, die als Zeugen dienen sollen.

Milan unterschreibt nebst den beiden Männern irgend eine Erklärung, die Unterschriften werden legalisiert, und endlich zieht der Pfarrer den gewünschten Strich durch den ordinären Namen Angjelko Illés, um ihn durch einen stolzeren zu ersetzen.

Trotz aller Vorsätze giebt es Milan einen Ruck, als er die Feder knirschen hört.

Ein wenig hastig empfiehlt er sich. Der Pfarrer sieht ihm kopfschüttelnd nach und tauscht ohne jede Reserve mit dem Notar seine Ansichten über den „frommen Narrenstreich", den der fesche Ljubin eben gethan. Sie wissen beide nicht, wie froh Milan ist — daß — daß — er die Schiffe hinter sich verbrannt hat. Nun hat er Ljubin einem Herrn, und seiner Puszta einen Herrn gesichert. Es ist ja nicht das Vergnügen, Hecht die Puszta entrissen zu haben, allein, was ihm im Herzen dies freudige Gefühl verursacht, es ist die tiefe Erkenntnis, daß sein Lebensbuch vollgeschrieben, und daß er aufs

letzte Blättchen eine gute That kritzeln wird. Und im geheimsten Winkel seiner Seele sitzt ihm die Furcht, daß er wieder anderen Sinnes werden könnte — zögerte er lange. Darum eilt er so!

Es läutet gerade zu Mittag, als Milan zu Hause anlangt.

Hastig beendet er sein Mahl und sperrt sich dann — um vor jeder Störung sicher zu sein — in sein Zimmer. Er entnimmt seiner Kassa das Agramer Geld und legt es vor sich auf den Schreibtisch hin.

Dann nimmt er ein Papierblatt und schreibt, ohne aufzusehen, in einem Zuge:

„Testament.

Ich — Milan Koruga dè Ljubin — verfüge bei vollem Verstande und freiem Willen folgendermaßen über mein Vermögen: Allen meinen beweglichen und unbeweglichen Besitz — die adelige Besitzung Ljubin mit den Nebenhöfen Dragutinovac und Balacka, sammt allem Fundus instructus vermache ich meinem Sohne Angjelko Milan Koruga de Ljubin — unter folgenden Bedingungen:

Die Höfe sollen verpachtet werden. Aus dem Pachterträgnisse — das ich auf 6—8000 fl.

schätze — sollen Beträge — wie folgt — bezahlt werden:

Ilka Illés erhält von jetzt an durch fünf Jahre 1000 fl. jährlich zum Lebensunterhalt. Aus dem Rest mögen die Zinsen an die Agramer Bank und Kapitalsabzahlungen gedeckt werden.

Wenn mein Sohn sieben Jahre alt ist — soll man ihn in eine Erziehungsanstalt bringen und die Revenue der Ilka Illés auf 600 Gulden reduzieren. So viel vom Pachterträgnis übrig bleibt, ist wieder für die Agramer Bank zu verwenden.

Wenn die Strecke der projektierten Bahn Esseg-Gutta-Barcs ausgebaut ist — soll das Holz des Waldteils Pasnjak geschlagen und verkauft werden. Die Summe ist ebenfalls zur teilweisen Deckung der intabulierten Schuld der Agramer Bank zu verwenden.

Zum Vormund bestelle ich meinem Sohne den Advokaten Dr. Vlado Urbics, in Visnovci wohnhaft.

Ich hoffe, daß mein Sohn von ihm am Tage seiner Großjährigkeit das Erbe seiner Väter schuldenfrei übernehmen wird. — Diesem Testamente sind 100,000 fl. in Barem beigeschlossen nebst dem genauen Verzeichnis meiner Schulden und Gläu-

biger. Die Summe meiner Schulden beträgt 97,783 fl. Der Rest gehört der Ilka Illés zur Deckung der ersten Auslagen. — Im übrigen: ich wünsche still und ohne jedweden Pomp — in der Familiengruft — zwischen meinem Vater und meiner Mutter beigesetzt zu werden.

Milan Koruga de Ljubin,

Puszta Ljubin, am 24. Februar 1897."

Hierauf schrieb er einen Brief an Urbics:

„Lieber Freund!

Verzeih mir! — Habe ich Deine Ratschläge nicht befolgt — so war es immerhin eine rechtschaffene That. — Ohne Dich und Deinen Zuspruch wäre ich meinem Sohne „über die Sternenwelt" durchgebrannt. Ich glaube, daß ich die Zukunft meines Namens am besten sichere — indem ich — gehe. — Arbeiten kann ich nicht. Glaube mir, daß ich mir alles überlegt habe. An Dich — meinen einzigen, treuesten Freund, richte ich meine letzte Bitte. Nimm Du Dich meines Sohnes an. Ich vermöchte es nicht, ihn zu erziehen. Er würde unter meiner Leitung ein Nichtsthuer werden, wie ich es bin, und den ärmlichen

Rest verbrauchen, den ihm sein Vater stehen ließe. Erziehe ihn — wie Dich Dein Vater erzog. —

Leb' wohl! Ich danke Dir dafür, daß Du mir treu bliebst bis zuletzt und mich lehrtest, so anständig zu sterben, wie ich lebte.

Dein Freund

Milan.

P. S. Auf den Kranz schreibe die Widmung: „Incourable“. Wir zwei wissen, was es bedeutet, die anderen geht es nichts an!“

VIII.

Genau um dieselbe Zeit sitzt in dem Turmstübchen in Nagys hübschem Schlosse ein blasses Mädchen am Fenster und schaut sich die Augen wund, den Weg entlang nach Gutta. Nichts — nichts!

Alles weiß, lautlos, erstarrt, wie in banger Erwartung. So harrt sie schon seit sieben Tagen, ob er nicht wiederkehre, der im Zorn gegangen. — Ach, und in ihrem Herzen klingt jedes liebe Wort, das er zu ihr gesprochen, nach, sie klammert sich an den Gedanken, daß er sie geliebt, und daß Liebe nicht stirbt an einem bösen Streit.

Sie hört ihn vorwurfsvoll sagen: „Was geht Dich Vergangenes an!" und giebt ihm tausendmal recht. War es denn nicht ein Beweis mehr für seine Zuneigung, daß er dieses — dieses Weib wegschicken wollte — ?

Und er kommt nicht wieder, er wird sie nie

mehr küssen und herzen und sie „Mein Kindchen" nennen. Von Schmerz und Sehnsucht überwältigt, legt sie laut aufschluchzend das Gesicht in die Arme auf das Fensterbrett.

Eine Hand rührt sanft an das gesenkte Köpfchen. So weich, wie diese rauhe Stimme nur immer tönen kann, fragt ihr Vater:

„Katica, Katica, sag' mir, willst Du den Milan wieder haben? Soll ich ihn holen?"

Das junge Mädchen schluchzt auf.

„Sag' mir's doch, mein liebes Kind! Komm, komm, setzen wir uns — da — in das Eckchen, und Du sagst mir, ob Du ihn wieder haben willst? Ja —? Wein' nicht, ich kann es nicht sehen! Soll ich ihn holen?"

Jäh ist seine Tochter aufgesprungen und steht mit flammenden Augen vor dem Alten.

„Was fragst Du mich? Wenn Du es wissen willst — so sage ich Dir's, daß ich ihn liebe — liebe — liebe — mehr als mein Leben, mehr als die Welt."

„Beruhige Dich, um Himmels willen, ich werde es ihm sagen, ich werde ihn bringen!"

„Ja?" und Katica lacht höhnisch auf. „Ja? Versuch' es doch! Nie, nie, hörst Du, wird

Milan je wieder das Haus betreten, in dem man ihn beleidigt hat. Der ist nicht wie unsereins, der kommt nicht, wenn man ihm mit dem Finger winkt!"

Der alte Nagy legt den Arm um ihre Schulter und führt sie in den kleinen Erker hinein.

„Komm, Kleine, wir setzen uns da nieder und sprechen vernünftig miteinander!"

Mit einer wilden Bewegung reißt sich Katica los und stürzt zu ihrem Fensterplatz zurück.

Dort sinkt sie in die Kniee und verbirgt das Gesicht in die Kissen des Fauteuils.

„Milan, Milan," bricht es jammernd von ihren Lippen.

Dem alten Nagy rinnen die hellen Thränen über die Wangen. Er hockt sich zu ihr nieder und flüstert ihr beruhigende Worte zu, bis das Weinen nach und nach verstummt wie bei einem müden Kinde.

„Ich fahre hinüber, Maus, ja? Zum Abend sind wir zurück, und dann wird mein Mädchen wieder lachen und glücklich sein. Nicht wahr?"

Katica nickt stumm und schließt die Augen im Übermaß des Glückes.

„Wir rufen jetzt Mama. Sie soll bei Dir

bleiben, während ich fort bin. Du legst Dich ein bißchen nieder, damit Du frisch und munter bist, wenn der Milan kommt!"

„Wird er kommen, Papa?"

„Aber natürlich wird er kommen!" Nagy lacht herzlich über die kindische Frage. „Der junge Herr hat wohl schon längst ausgeschmollt!"

Katica legt sich, getreu der erhaltenen Weisung, nieder, und Mama bezieht die Wache.

Ihr bekümmertes, vergrämtes Gesicht hat sich nicht aufgehellt. Wie oft hat sie in den letzten drei Tagen zu ihrem Mann ihre beliebte Phrase gesagt: „Habe ich's nicht gleich gesagt, daß da nichts Gutes herauskommt?"

Papa kommt noch einmal herein und beugt sich zu seinem Töchterchen nieder, um es zu küssen.

„Nicht weinen, Katica, wenn es etwas später wird!" ermahnt er sie. „Möglicherweise muß ich ihn in Gutta oder sonstwo suchen!"

„Ich werde recht geduldig warten, Papa, aber komm' bald, Du kannst Dir's ja denken, wie mir's zu Mut ist!" —

Wie sie den Wagen hört, der in schärfstem Trab aus der Einfahrt hinausrollt, läuft ein kalter Schauer über ihren Leib.

Dann liegt sie ruhig mit geschlossenen Augen da, als schliefe sie. Die Mama freut sich darüber und strickt eifrig an ihrem Strumpf weiter.

Sie haben beide zu dem Alten ein unbegrenztes Vertrauen und wünschen nur, daß die Wartezeit vorüber wäre.

„Fahr' zu, Jancsi,“ ruft Herr Nagy seinem Kutscher schon unzählige Male auf dem Wege zu. Er schiebt ungeduldig auf dem Sitze herum.

Endlich ist die Puszta Csubin in Sicht. Mit einem Sprung ist Nagy vom Wagen unten, ehe der noch hält, und eilt ins Haus hinein.

Er denkt nicht einmal daran, irgend einen Dienstboten zu suchen und nach dem Herrn zu fragen in der rasenden Ungeduld, seines Kindes Herzleid zu enden.

Ein kurzes Klopfen an Milans Thür, und zugleich mit dem „Herein“ macht Nagy auch schon auf.

Die beiden Männer stehen sich gegenüber.

Milan ist es, der sich früher faßt und das erste Wort findet:

„Ah, Herr Nagy, ich bin wirklich erstaunt, Sie zu sehen und — — erfreut!“ Das letzte Wort hat der Weltmann in ihm zögernd hinzugefügt.

Damit schiebt er Nagy einen Fauteuil auf die Seite des Schreibtisches, vor dem er selbst gesessen, als ihn der unverhoffte Besuch störte.

Dem armen Nagy wird das Sprechen schwer. Ihm klopft eine unsinnige Aufregung in der Kehle, und er wünscht sich eine klare, ruhige Stimme, um die ganze Angelegenheit mit ein paar leichten Worten zu ordnen.

„Was verschaffte mir die Ehre, Herr Nagy?“ fragt Milan kühl.

„Milan, der Ton ist einfach lächerlich zwischen uns, nicht?“ erwidert der alte Mann und verzieht den Mund zu einem erzwungenen Lächeln.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Nagy. Ich weiß nicht recht, wie Sie unsere gegenwärtige Stellung zu einander auffassen — ich denke . .“

„Ich denke —“ unterbricht ihn Nagy mit aufrichtiger Herzlichkeit, „ich denke, daß Sie gerade genug geschmollt haben, und es an der Zeit wäre, Ihre Braut zu besuchen!“

„Meine Braut? Sie vergessen, mein lieber Herr Nagy, daß ich zu Ihrer Fräulein Tochter absolut nicht mehr in dem Verhältnis eines Bräutigams stehe.“

„Milan, trotzen Sie nicht mit uns. Wenn Sie

den Jammer bei uns im Hause sehen könnten, so würden Sie wissen, daß ....! Kurz, ich habe Ihnen den ersten Schritt entgegen gethan, was können wir mehr thun, um Ihnen für die Beleidigung, die der Sprudelkopf Ihnen angethan, Genugthuung zu geben? Noch mehr zu verlangen — wäre wohl nicht kavaliermäßig, Milan!"

Milan ist totenblaß geworden. Seine Lippen zittern nervös. Eine lange Weile starrt er verloren vor sich hin und antwortet nicht.

„Können wir mehr thun?" fragt Nagy noch einmal. „Fordern Sie!" —

Milan wendet den vollen Blick auf ihn, einen forschenden, ernsten Blick.

„Nein, Sie können nicht mehr thun, Herr Nagy! Kommen Sie im Einverständnis mit Ihrer Tochter?"

„Ja!"

„Und was veranlaßte die rasche Sinnesänderung Ihrer Tochter?"

„Lieber Milan, haben Sie noch nie gehört, daß Liebesleute sich verzanken und wieder versöhnen?"

Es ist wieder still geworden in dem großen Zimmer.

Milan sitzt unbeweglich, nur um den Mund vibriert es, wie in qualvoller Pein. Er hat das Leben von sich gestoßen und den Reichtum, und siehe! das Leben und der Genuß, sie kommen bettelnd zu ihm, schlingen rosige Mädchenarme um seinen Nacken und bitten in heißer Liebe:

„Behalt' uns!“

Milan giebt es plötzlich einen Ruck, und er richtet sich auf.

Ah — ein Milan Koruga verschenkt nicht erst sein Hab und Gut, um dann Gnadenbrot bei einem Nagy zu fressen, und einen Koruga reut auch kein Edelsinn.

Er wendet sich dem Alten zu, und der Mann — der mit eiskalter Stimme zu Nagy spricht, ist kein Schwankender mehr:

„Herr Nagy, sagen Sie Ihrer Tochter, daß ich ihretwegen mit meinen Freunden, mit meinem alten Leben gebrochen habe, daß ich mich bestrebt hätte, sie glücklich zu machen, daß aber nichts — nichts auf der Welt die Erinnerung an die letzte Szene auslöschen kann. Und mit der Erinnerung kann und werde ich nicht Katicas Gatte werden!“

„Das kann Ihr Ernst nicht sein!“ stammelt der Alte.

„Mein vollster Ernst. Ich bedaure den Fall, wie Sie selbst — aber mein Entschluß ist unabänderlich!"

Der alte Nagy erhebt sich und geht der Thür zu. Dort wendet er sich noch einmal um:

„Milan!" ruft er bittend, „Milan, quälen Sie mein Kind nicht!"

Und als Milan stumm bleibt, stürzt er auf ihn zu, faßt ihn an beiden Schultern und rüttelt ihn, als wolle er ihn zu klarer Besinnung bringen. „Milan, mein Gott, sind Sie denn von Stein?" Es klingt etwas wie Verzweiflung in dem Ruf. Ljubin windet sich los.

„Mäßigen Sie Sich, Herr Nagy! Ihre Tochter hat mich so leicht verabschiedet, daß ich annehmen darf, daß sie sich über meinen Verlust trösten wird."

„Sie werden es büßen, Milan!" droht Nagy wild. —

Milan schüttelt den Kopf und lächelt eigentümlich traurig:

„Ich fürchte Sie nicht." —

Ohne Gruß ist der Alte zur Thür hinaus. Sein Wagen rollt über den gefrorenen Schnee der Landstraße zu. Milan schaut ihm nach. Als der

schwarze Punkt bei einer Biegung verschwindet, atmet er erleichtert auf.

Nun ist die Versuchung überstanden. Ah, nein! Ein Milan Koruga läßt sich von einem Nagy nicht füttern! Er würde an dem ersten Bissen ersticken! Es ist gut, daß er bei seinem Entschluß blieb.

Gegen Abend fängt es an zu schneien. —

Das Zimmer füllt graue Dämmerung.

Milan sitzt noch immer vor seinem Tisch, den Kopf in die Handflächen gestützt.

Der Tag verdämmert.

Milan läutet.

„Es ist Zeit," sagt er zu sich selbst, „und ich quäle mich mit unnützem Grübeln."

Ilka kommt im nächsten Augenblick und mit ihr Angjelko herein.

„Du, ich habe Kopfschmerzen und werde ein wenig ausreiten. Sag' dem Pista, daß er den „Minister" sattele!"

„So spät abends! Was fällt Ihnen ein? Bleiben Sie zu Hause — ich koche das Nachtmahl!"

„Geh' nur fix! Ich werde bald wiederkommen. Den Angjelko laß' hier!"

Widerstrebend gehorcht sie — kopfschüttelnd.

Es ist besser, wenn er es irgendwo draußen vollbringt. Das Pferd wird nach Hause laufen .... Man wird ihn suchen und finden ...

Er nimmt den Kleinen in die Arme.

Das Kind fängt an zu weinen, und Milan flüstert ihm leise Worte zu, die der arme, schläfrige Knirps nicht versteht. Verstünde er sie, so würde er ihm die Ärmchen um den Hals schlingen und sagen:

„Geh' nicht von mir. Wenn ich groß bin, dann helfe ich Dir das Leben tragen, so schwer es auch ist, und bis dahin — kämpfe!"

Ach, das Kleine schläft sanft und ahnungslos ein.

Ilka kommt herein mit einer Lampe, sagt, daß „Minister" vor der Thür stehe, und geht wieder hinaus.

Milan läßt das Kind auf sein Bett gleiten.

Wie er in das süße Gesichtchen blickt, taucht die Erinnerung an seine verstorbene Mutter in ihm auf und an seine ferne Jugendzeit, und — da hat der Milan zwei heiße Thränen geweint, und über sein Kind das Zeichen des Kreuzes gemacht.

* * *

Im Schritt reitet er aus seinem Hof hinaus und schaut sinnend in die Nacht — als ging's in den Kampf. — Der Hengst, der schon lange nicht Milans Herrschaft gefühlt, lümmelt sich fest auf den Zügel und drängt nach vorwärts — den Weg, den er so oft gegangen, nach Gutta.

Bei einer Ecke hat sich Minister einen Augenblick lang gespießt und kriegt Ljubins Sporne zu fühlen. Schnaubend, in hoher Lançade springt das Pferd vorwärts, Milan jäh aus seinen Gedanken aufschreckend. Der Reiter lacht auf, tätschelt den Kamm Ministers und sagt laut: „Hei, mein Pferdchen, willst Du unartig sein, weil Du spürst, daß Dich's Herrlein heut' nicht strafen mag?"

Erst jetzt wird es ihm recht bewußt, welchen Weg ihn Minister trage: den letzten. Es wird ihm so eigen zu Mut. Er hatte die Kourage, kalten Blutes alle Vorbereitungen zu treffen, sich selber das Totenbett zu betten . . . nun soll er sich hineinlegen . . . . . Er greift in die Tasche und spürt den kalten Schaft eines Revolvers drinnen. Dann zieht er das Eisen hervor und läßt es blinken . . . . .

Wie sie schauen werden, die in Gutta, was die für Augen machen werden, wenn sie hören,

er habe sich erschossen! Negroponte, Lenkey, He — — —

Helene!

Helene!

Wie lange hat er nicht an sie gedacht!

Die Einzige, mit der er seine Rechnung nicht abgeschlossen.

Nicht einmal einen Abschiedsbrief hat er an sie — — — Ach was, es ist besser so! Was hätte darin auch stehen sollen? Ein paar dumme Sätze, die sie auch ihrem Manne hätte zeigen dürfen? Das wäre ein recht kindischer Schluß gewesen. Oder die glühende Wahrheit von ehemals? Wer weiß, wer den Brief bekommen hätte!

Es ist besser so — es ist besser so . . . . .

Er wird sich eine Kugel vor den Kopf schießen — gerade vor den Kopf — und auch Helene wird von dem Alp befreit sein . . . .

Nein, ihr sollen die guten Leute in Gutta nichts nachsagen dürfen!

Sie hat ihn geliebt! Sie allein! Die anderen Guttaer haben ihn alle leichthin verraten und verlassen, sie sicherlich nicht!

Verraten und verlassen!

Alle?!

Nein, nicht alle! Negroponte, der kleine Negroponte nicht! Der mußte zu den anderen halten! Auch seiner muß er noch gedenken, ehe er geht. Sie waren sich immer gut gewesen; warum sollte er von dem einen nicht Abschied nehmen? So unhöflich will er nicht sein. Er wird dem Kleinen die Hand drücken, wird ihm sagen . . . .

Schon trabt das Pferd mit tiefem Kopfe, kaum gezügelt, dahin, wohin des Herrn Wünsche vorausfliegen — —

Dem schweben sie alle immerfort vor Augen: Negroponte und der brave Lenkey; dann denkt er an den galligen Manich, an Kiß, und zögernd, beschämt, schuldbewußt auch an Rudolf; an fröhliche Nächte, an Champagner, Gesang, Zigeunermusik, an Fiedel und Cymbal . . . .

Ach, das noch einmal genießen können!

Lustig sein, lachen, lachen, lachend fortgehen und lachend sterben!

Kann's was Schöneres geben, als ein lachendes Sterben?

Mit dem Sensenmann anstoßen, ein Glas auf gute Freundschaft mit ihm trinken und dann wohlgemut auf den Rappen sitzen, der einen zur Hölle führt?

Er will sie alle noch einmal sehen, die Genossen seiner tollen Tage.

Der Stein des Anstoßes, Katica, ist aus dem Wege geräumt — was hindert ihn, die Freunde aufzusuchen?

Und dann — wer kann ihm heute gram sein?

Das Schneetreiben hat aufgehört. Der Himmel ist klar und hell. In wenigen Minuten hat er das Kasino erreicht. Ein Bursch' nimmt ihm das Pferd ab. Der Wirt macht seinen Diener mit einem erstaunten Gesicht. — Er weiß es natürlich, daß die Herren brouilliert sind.

„Wer ist oben?“ fragt Milan hastig. Es kränkte ihn, fehlte auch nur einer. —

„Alle, Herr Baron! Herr Hauptmann Manich feiert seinen Namenstag — schon seit dem Mittag. Nur Herr Baron Ilmreich und der Herr Major sind fortgegangen. Die Herren oben sind sehr lustig!“ —

„Das ist recht!“ —

Koruga geht an dem Hôtelier vorüber die Treppe hinauf. Der Wirt folgt ihm zögernd. Milan reißt die Thür auf. — Eine bläuliche, raucherfüllte Luft schlägt ihm entgegen.

Lachen und Gläserklingen.

Negroponte steht aufrecht und hat eben einen Toast beendet. Der Tusch der Zigeuner deckt die heiseren Beifallsrufe.

„Milan!“ schreit Negroponte auf einmal.

Die Gesellschaft wendet sich dem Ankömmling zu — froh gelaunt, wie sie nun einmal sind — zehn Hände strecken sich ihm mit lärmender Begrüßung entgegen. In der Laune verzeiht man leicht!

„Da bin ich —! Verzeiht mir, ich will's nicht wieder thun!“ ruft Milan ausgelassen heiter.

Alle lachen. Sie wissen, daß er auf seine Verlobung anspielt. —

Die Zigeuner müssen „U boj — u boj“ spielen, so will's Lenkey haben, der dem Primas die Geige aus der Hand reißt und Milan, seinem Liebling, ins Ohr fiedelt, Koruga muß einen Champagnerkelch leeren, den ihm Vidkovich unter die Nase hält — sie heißen ihn setzen und reißen ihm schier die Arme aus und den Kopf von den Schultern vor Freude. — Und Milan denkt nun an alles eher, als daran, daß er heute noch sterben wollte. —

Plötzlich springt Manich auf, wirft den Sessel hinter sich und hebt die Hand. Die Zigeuner verstummen. — Laut und brennscharf wie ein Blitz-

strahl fährt die Stimme Manichs in die Gesellschaft.

„Wirt, kommen Sie her!"

Und zu dem Nähertretenden: „Sagen Sie diesem Herrn dort" — mit einer Handbewegung gegen Milan — „daß man ungebetene Gäste, wenn sie nicht sofort freiwillig gehen — zur Thür hinauswirft." —

Milan ist aschfahl geworden. Ein Zittern überfliegt ihn. — „Infam!" preßt er hervor.

Manichs Augen lodern haßerfüllt, die Finger krümmen sich, als hätten sie den Hals des Feindes umschlossen: „Was haben Sie gesagt?" — zischt er.

„Daß Sie ein infamer Kerl sind." —

Wie ein Tiger hat Manich ihn angesprungen, reißt den Pallasch aus der Scheide. Man fällt ihm in den Arm. Zu spät.

Koruga wälzt sich auf dem Boden in einer Lache Blutes und hält die Hände an den Kopf.

Den Säbel, den er zu einem zweiten Hieb erhoben, läßt Manich schlaff niedersinken. Girolamo ist mit einem leisen Wehruf neben Ljubin niedergekniet.

„Dieser Manich . . . . . . !" röchelt der Verwundete.

Das Blut rieselt.

Hôtelier, Kellner, Wirtshausgäste füllen das Zimmer. Die Wirtin schreit grell auf. Alle beugen sich über Ljubin.

Girolamo stützt mit der Linken Ljubins Kopf. „Milan!" — ruft er.

Milan rührt sich nicht.

„Milan! Milan! Milan!"

Indes ist auch Manich herangetreten.

Er hat den Mann gehaßt, der da stumm und starr vor ihm liegt, den „sie" geliebt, der alle Wonnen, von denen er kaum geträumt, genossen . . . . .

Nun ist er tot.

Er kann ihre Liebe nicht einmal mehr im Erinnern genießen. Und das ist gut.

Niemand hat die leisen, leisen Worte gehört, die Manich spricht:

„Du bist tot. Und doch: ich beneide Dich!"

Um Milans Mund liegt ein Lächeln, das den Feind noch im Tode zu höhnen scheint. —

E n d e.




UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 12 04 03 002 7